Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 91 (1936)

Artikel: Alois Reding : Landeshauptmann von Schwyz und erster Landammann der Helvetik

Autor: Wyss, H.A.

Kapitel: Die Zeit der Landeshauptmannschaft

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118111

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alois Reding

Landeshauptmann von Schwyz und erster Landammann der Helvetik.

Von H. A. Wyß.

Die Zeit der Landeshauptmannschaft

Jugendjahre und Bernerzug.

Alois Reding wurde am 6. März 1765 im Reding-Haus zu Schwyz, an der Schmidgasse, geboren als jüngster Sohn des Landeshauptmanns Theodor Anton von Reding und der aus Glarus gebürtigen Magdalena Freuler.[1] Dem Geschlecht der Reding, einer der angesehensten und zeitweise in der Eidgenossenschaft führenden Familien, lag das Kriegshandwerk im Blute. Nicht weniger als 28 Offiziere Reding standen bei Charleroi unter den Fahnen Ludwigs XV.[2] Auch der Vater von Alois, ein hochgeachteter, begüterter Mann, ging aus dem Soldatenstand hervor und lebte später als ein aus spanischem Dienst zurückgezogener Oberstleutnant auf seinem Gut.

Der Knabe verbrachte eine herbe Jugend. Dem kaum Vierjährigen starb die Mutter, eine gütige Frau. Für seine Erziehung geschah nichts Gründliches. In der rückständigen Schule des Fleckens Schwyz mußte seine geistige Entwicklung zu kurz kommen. Der Unterricht war ungenügend und die Abneigung des Schülers gegen dessen Besuch war begreiflich. Mehr Einfluß gewannen der Vater und die um vieles ältere Schwester Magdalena, die

---

[1] Diese und weitere Einzelheiten stützen sich auf das Ms. im Archiv Reding, „Abriß der Lebensgeschichte meines sel. Vaters Alois v. Reding, verfaßt von seinem Sohn".

[2] Vgl. Art. Reding, Allg. deutsche Biographie, Bd. 27, Hist.-Biogr. Lexikon und Mitteilung des hist. Vereins des Kt. Schwyz, 1897, 10. Heft, 267 ff.

Mutterstelle versah. Dem Knaben prägten sich die Geschichte seiner Ahnen wie allgemeine Beispiele der kriegerischen und bürgerlichen Tugenden in der Geschichte für das Leben ein. Sein Charakter formte sich im Kreise einer gottesfürchtigen Familie.

Mit sechszehn Jahren trat Alois als Kadett in spanischen Kriegsdienst, wo seine zwei Brüder im Anfang ihrer Karriere standen. Theodor sollte der Sieger von Baylen, Marschall und Grande von Spanien werden. Auch Nazar brachte es zum Marschall und Gouverneur der Balearen.

Der junge Soldat beteiligte sich schon im Jahre seines Dienstantrittes, 1781, an der Belagerung der Festung St. Philippe auf der Insel Minorca und erlebte ihre Uebergabe. Er wird als strebsamer, wissensdurstiger Jüngling geschildert. „Die redliche Offenheit seines Charakters erwarb dem wohlgebauten Alpensohn, der mit schweizerischer Redlichkeit heiteren Frohsinn verband, gleich bei seiner Ankunft in Spanien die Zuneigung sehr angesehener Familien des Landes. Unter der vortrefflichen Leitung seines ältesten Bruders Theodor widmete er sich mit Beharrlichkeit dem Studium der Kriegskunst und erlernte die bedeutendsten der lebenden Sprachen. In der Gesellschaft mehrerer gebildeter Männer fanden sein wißbegieriger Geist und seine glückliche Anlage Gelegenheit, dasjenige für seine wissenschaftliche Bildung nachzuholen, was ihm in den früheren Jahren zu lernen nicht vergönnt gewesen war." Im Jahre 1783 finden wir Alois als Hauptmann wieder. Er bewies in den Kämpfen mit den Franzosen bei mehreren Gefechten große Tapferkeit; bei der Verteidigung einer Schiffsbrücke über den Fluß Bidassoa wurde ihm der rechte Schenkel durchschossen. Das Klima Spaniens war ihm nicht zuträglich. Während seines Dienstes an der Küste von Mallorca, wo er Station hatte auf einem gegen die Seeräuber erbauten Turm, erkrankte er 1784 so gefährlich, daß die Aerzte die Rückkehr nach

der Heimat als einziges Rettungsmittel erklärten.[2*] Schwer krank reiste er nach Hause und genas völlig durch die Heilquellen von Fideris. Neugestärkt und erholt durch einen Aufenthalt im Kreise seiner Familie kehrte er zu seinem Regimente zurück.

1791 finden wir Reding als Oberstleutnant wieder in der Schweiz. Während dieses Aufenthaltes in der Heimat schickte ihn die Landsgemeinde als Gesandten in die ennetbirgischen Vogteien.[2**] Erschüttert von den schlimmen Zuständen kehrte er zurück. „Hätte ich gewußt", so äußerte er sich im Kreis der Familie nachher, „mit welchem Mißtrauen und mit welcher Verachtung man die Gesandten in diesem unglücklichen Lande ansieht, würde ich eine Gesandtschaft dahin nie angenommen haben." 1794 ließ er sich dauernd in Schwyz nieder. Sein Bruder Rudolf, Offizier in einem französischen Garderegiment, wurde beim Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792 verwundet und im Verlauf der Septembermorde im Gefängnis der Abbaye hingeschlachtet. Der greise Vater sehnte sich nun in seinem Schmerze nach einem der Söhne. Vielleicht war auch das spanische Klima der zarten Gesundheit Redings auf die Länge nicht zuträglich, so daß ein Grund den andern unterstützte.

In reger Teilnahme an der Ausbildung der Jugend und einer Reform der Heeresorganisation fand der dreißigjährige Offizier einen neuen Wirkungskreis. In diese Zeit fiel auch die wertvolle Bekanntschaft mit Zschokke, die schnell zur innigen Freundschaft gedieh. 1797 vermählte Reding sich mit Luise Bachmann, der einzigen Tochter des Kommandanten Bachmann aus Näfels. Das Glück hatte keine Dauer. Die Frau starb ihm schnell weg, schon im elften Monat der Ehe, kurz nach der Geburt eines Kindes. Des kleinen Mädchens nahm sich die gleiche

---

[2*] Die monatlich wechselnde Besatzung verlor infolge des mörderischen Sumpfklimas die Hälfte ihres Bestandes: H. Escher, Neujahrsblatt Zürich 1909, S. 21.

[2**] Eidg. Absch. VIII. 167.

Pflegemutter an, die schon den Vater mütterlich betreut hatte. Neben dem häuslichen Unglück erwuchs nun auch gewaltig das Unglück des Vaterlandes. Bereits 1796 stand Reding mit einem Hilfstrupp Schwyzer an der Rheingrenze, wie Faßbind in seiner „Vaterländischen Profangeschichte" erzählt, jetzt, 1798, sollte er als Landeshauptmann den schwyzerischen Zuzug nach Bern führen. Immer unmittelbarer wurden die Gefahren des revolutionären Frankreich für die Schweiz. Ein starkes Truppenkontingent sammelte sich am Genfersee und bedrohte die Waadt. Zweimal schickte der Stand Bern an Schwyz Bericht über das Vorrücken der französischen Truppen und bat um „wirkliche Bereitung tätiger Hilfe". Am 21. Dezember 1797 beschloß die zu Ibach vor der Brugg versammelte Landsgemeinde (Vgl. den Wortlaut des Beschlusses in Faszikel 205, Archiv Schwyz):

1. Die Absendung von zwei Ehrengesandten an die Tagsatzung in Aarau und eines Repräsentanten nach Bern mit der Instruktion, „in Einigkeit und Freundschaft alles abzutun, was das Beste unseres Standes, ja der gesamten löblichen Eidgenossenschaft befördern und erhalten möchte. Sollten aber Sachen in Bewegung gebracht werden, so die Freiheit, die Religion, die Sitte unseres Vaterlandes, unsere Verfassung, eines jeden Eigentum, die Verletzung der eidgenössischen Integrität betreffen würden, so solle dann unser dermals gefaßte feste Entschluß dahin eröffnet werden, daß wir wider dies alles nichts zugeben, sondern der von Gott und unserer von den Vorfahren erhaltenen und ererbten Religion, sowie den Gesetzen, als getreue, aber freie Leute eher alles wagen und aufopfern werden, als etwas unserer Freiheit und Verfassung und Religion Nachteiliges zu gestatten".

2. Dem Hilfsgesuch von Bern wird damit entsprochen, daß das bereits ausgezogene Piquett von 600 Mann ohne Verzug marschfertig gemacht wird und auch das 2. Piquett ohne Zeitverlust ausgezogen werden soll.

3. Vor dem Abmarsch tritt noch einmal die Landsgemeinde zusammen und bestimmt, wie viel Volk aufbrechen soll. Der regierende Ammann ist bevollmächtigt, wenn Gefahr im Verzuge ist, die Landsgemeinde durch Sturmläuten zusammenzurufen. Von 16 Jahren an hat jeder „ehrliche Landmann" zu erscheinen.

4. Wurde der Beschluß gefaßt, Vaterland, Freiheit, Religion, Verfassung und Eigentum notfalls durch einen allgemeinen Land-

sturm zu verteidigen, „so daß in diesem Notfall alle für einen und einer für alle stehe, die Gefahr, Lieb und Leid, wie würdige Abstämmlinge unserer großen Väter miteinander tragen, ja eher alles aufopfern wollen", als die genannten Güter zu verlieren.

Am 31. Dezember wurden alle gefreiten Landleute auf den 1. Januar ins Rathaus geboten, wo sie bewaffnet, mit Unter- und Uebergewehr, Patronentaschen etc. erscheinen sollten, damit das allgemeine Waffenverzeichnis aufgenommen werden konnte. [5]

Das neue Jahr vermehrte die Besorgnisse von Schwyz. Der nach Bern gesandte schwyzerische Repräsentant, Karl Reding (1791—93 Landammann), warnte vor der üblen Gesinnung Frankreichs. In seinem Brief vom 3. Januar schrieb er, es seien von Paris geheime Nachrichten eingelaufen, „daß die feindselige Absicht der Franken dahin gehe, an den Grenzen der Schweiz überall, wo sie können, Truppen zu legen, die ökonomischen Kräfte der Grenzstände zu erschöpfen, die innern Stände in steter Spannung zu erhalten, selbe dadurch zu ermüden, die demokratischen Stände von den aristokratischen zu trennen, in den letztern Aufwiegelung und Empörung anzuzetteln, die Empörung zu unterstützen und so eine Verfassung nach der andern zu zertrümmern und auf diesen Trümmern eine neue Republik nach französischem Zuschnitt zu gründen. Der Anfang zur Ausführung dieses abscheulichen Planes wird allem Anschein nach damit gemacht werden, die übelgesinnte Menschenklasse in allen eidgenössischen Staaten in Gärung zu setzen, wozu Flugschriften und Emissäre als die zweckmäßigsten Mittel gebraucht werden." Karl Reding schrieb weiter von den Versuchen, die Franzosen „durch Vorstellungen und Negoziationen" zur Räumung der bedrohlichen Besetzung der Grenzgebiete zu veranlassen.

Auch von der Tagsatzung in Aarau lief kein guter Bericht ein. Das schwyzerische Begehren um bundes-

[5] Faszikel 205, Kantonsarchiv Schwyz, zit. Gander, S. 10.

gemäße Unterstützung hatte keinen Erfolg. Schwyz begann daher mit der eigenen Getreideversorgung für den Kriegsfall.[6] Am 19. Januar richtete es ein ausführliches Schreiben an Abt Beat von Einsiedeln, worin es den Fürstabt ersuchte, einen Vorrat von 1000 Säcken Frucht anzukaufen. Der Abt versprach, zur Erfüllung dieses Ansuchens sich die größte Mühe zu geben. Auch Zürich gewährte den Ankauf von 200 Mütt Frucht auf seinem Kornmarkt.

Ueber die Untätigkeit der schwyzerischen Regierung besorgt, schreibt K. Reding am 27. Januar,[7] es gebe nur eine Antwort auf die Entwicklung der Lage: „Als ehrliche Leute unsere Bundespflicht zu erfüllen, solange als der Bund besteht und somit unsere Brüder gegen äußere Feinde zu verteidigen, wenn auch bei unsern Brüdern vereinter Mut beim Verteidigen unseres Vaterlandes herrscht, aber, ohne unser Leben fruchtlos zu opfern, wieder heimzuziehen und so gut als möglich für uns zu sorgen, wenn die innere Zwietracht der größern Stände ihren eigenen Umsturz bewirkt und sie zur Rettung des Ganzen untüchtig macht." Schon einen Tag später schrieb er noch dringender: Schwyz werde doch nicht der letzte Stand in der Erfüllung der Bundespflicht sein wollen, „besonders in dem entscheidenden Augenblick, wo das Vaterland durch eine schleunige Vereinigung aller Kräfte noch gerettet werden kann". Glarus hatte sich als erster Stand zur Absendung der Truppen entschlossen. Anfangs Januar waren 400 Mann nach Bern abmarschiert. Auch Luzern schickte sein Regiment, aber nur bis an die bernische Grenze. Schwyz zögerte noch immer und lud schließlich eine dreiörtige Konferenz ein.[8]

---

[6] Faszikel 205, Kantonsarchiv Schwyz.

[7] Gander, S. 20.

[8] Die dreiörtige Konferenz am 6. Februar war ein kläglicher Mißerfolg. Eine einheitliche Aktion unterblieb. Jeder Kanton sollte handeln, wie es ihm beliebe.

Aus Uri lief darauf Bericht ein, sie hätten bereits ein Aufgebot erlassen, das nur noch die letzten Marschbefehle abwarte — da ließ es Schwyz endlich keine Ruhe mehr. Auf den 1. Februar wurde mit Kanonenschüssen und Sturmläuten die Landsgemeinde angezeigt. Nach ihrem Beschluß sollten 1200 Mann Bern zu Hilfe eilen. Die erste Hälfte, mit Reding an der Spitze, erhielt Weisung, mit den Mannschaften von Zürich, Luzern und Uri vorzurücken; die zweite Hälfte der Mannschaft hatte sich an die Luzerner, Unterwaldner und Zuger anzuschließen. Mit der Kriegsführung wurde eine Kommission von vier Kriegsräten betraut.[9] Wieweit sie Kommandogewalt besassen oder dem Landeshauptmann zu befehlen hatten, stand offen, wie überhaupt das Verhältnis zwischen Kriegskommission und Landeshauptmann ebenso ungeregelt wie undurchsichtig ist. Die Kriegsräte stellten im Bernerzug eine Art von politischem Verbindungsstab mit den Kriegskommissionen der andern Stäbe dar. Zuweilen stellten sie mit einem Befehl die Verbindung zur Truppe her; aber Reding tat dessenungeachtet im Einvernehmen mit der Mannschaft, was ihm das Richtige erschien.

In der March war indes das Aufgebot nicht glatt durchgegangen.[10] Aufgehetzt vom Zürichbiet her, aus der Gegend von Glarus und St. Gallen, verweigerten die aufgebotenen Untertanen den Abmarsch. Die Offiziere wurden bedroht, sie sollten Auskunft geben, wohin es gehe, warum und gegen wen man zu Feld ziehe. Ein bekümmerter Bericht der schwyzerischen Bevollmächtigten ging an die Regierung ab: „Euer Gnaden wissen, daß man allerorten um uns herum nach Freiheit und Gleichheit schnaubet und der so schmeichelhafte Name Freiheit berauschet

---

[9] Gander, S. 22.

[10] Auf eine Petition der March vom 11. Februar erfolgte dann der Freilassungsbeschluß der Tagsatzung am 18. Februar, in den auch die Beisassen einbezogen wurden. — Vgl. Dom. Styger, Die Beisassen des alten Landes Schwyz.

unser Landvolk. Sogar die Glarner verwickeln und verderben ein Volk, das von echtem Gehorsam gegen seine Obrigkeit gesinnt war." [11] Die Freiheit allein könne die Leute wieder zu ihrer Pflicht führen.

Reding hatte von der Regierung Instruktion, nur dann die Waffenhilfe eintreten zu lassen, wenn er das Volk von Bern entschlossen sehe, den Feind vom deutschen Gebiet der Stadt abzuhalten. Im andern Falle habe er mit seinen Truppen umzukehren. Unter diesen Umständen war die Aufgabe des Marsches als einer militärischen Beobachtung zum vornherein gegeben, wenn nicht außerordentliche Verhältnisse eintraten.

Ueber den Bernerzug besitzen wir außer dem ausführlichen, von Hilty [12] erstmals veröffentlichten Rapport des Artilleriehauptmanns Alois Hediger die sozusagen völlig unbekannte Schilderung eines mitmarschierenden Musikanten. [13] Der Brief von Augustin Gyr an seinen Bruder, P. Basilius, Klosterherr in Rheinau, ist eine frische, köstlich naive Erzählung, die die Empfindungsart des einfachen Mannes veranschaulicht und eine Reihe unbekannter Einzelheiten enthält:

„Es war der 1. März, als wir mit gesamter Feldmusik in die Stadt Bern zogen, um teils diese Stadt zu betrachten, teils aber unsere Musik hören zu lassen, indem wir vernahmen, daß die Feldmusik der Stadt Bern nicht zu stark wäre, daß wir uns nicht dürften hören lassen; übrigens waren von Einsiedeln 4 bei der Musik, welche ihm können bekannt sein; nämlich Conrad Gyr vom Pfau als Fagottist, Gerold Gyr, des Sigristen Thietland Bruder, als Cornist, Ig. Maria Kälin des Anelers mit der großen Trommel. Diese waren bei dem ersten Piquet ausgezogen; jugendliche Hitze aber eines Teils, und

---

[11] Id. S. 24, s. den im Sinn gleich lautenden Bericht von Karl Reding aus Bern, Fasz. 205, Kantonsarchiv Schwyz. „Jeden Schritt, der die Regierung mit dem Volk vereint, können wir als ein Rettungsmittel betrachten."

[12] Hilty, Vorlesungen über die Helvetik, Anhang; vgl. auch Gander, 82 ff.

[13] Br. von Aug. Gyr, Ms. Staatsarchiv Zürich, ohne Datum. Um 1890 (?) veröffentlicht im „Volksblatt des Bezirkes Höfe".

auch Begierde etwas zu erfahren, trieben mich an, 2 Täg nach ihrem Marsche ihnen nachzugehen und mich als B-Clarinettista zur Musik zu stoßen: übrigens hatten wir noch bei uns 1 B-Clarinettista, 2 Dis-Clarinettista, 1 Fagottist, 1 Serpang, 2 Pfeifchen, 1 Cornu, 1 Trompete und die Blatten; in allem waren blos 14 an der Zahl. Wie ich oben sagte, waren wir den 1. März in der Stadt; denn wir lagen sonst zu Buchsee 2 Stunden hinter der Stadt gegen Büren; obwohl zwar die Berner immer Arg in ihren Handlungen alles ordneten, brauchte es hier doch kein extra Genie, um ihre Falschheiten einzusehen; denn wir gingen auch in ihre Zeughäuser; diese waren freilich etwas majestätisch und über alle Erwartung mit allen nur erdenklichen Mordinstrumenten vollgepfropft; was nützt mir aber die Menge des Wassers, wann ich das umfressende Feuer nicht zu löschen trachte. — Von hier bestiegen wir den Rambar (= rempart) der Stadt, weil uns notwendigerweise die Völle der Zeughäuser von der Festigkeit desselben zeugen mußte; hier nun (wer sollte es glauben!) fanden wir um die ganze Stadt herum nicht 15 Kanonen aufgepflanzt, obwohlen man in den Zeughäusern vor Menge derselben kaum stehen konnte. — Aus diesem kann [man] schließen, wie stark ihre Grenzen möchten bestellt gewesen sein. — Endlich rückte der Abend an, wir hatten im Sinn, in der Stadt zu übernachten, um den nächsten Tag mit klingendem Spiel aus derselben zu ziehen; als plötzlich um 10 Uhr in der Nacht ein Offizier aus unserem Piquette mit der Staffette ankam, welcher uns zurückrufte, mit Vermelden, daß bei Büren und Murten angegriffen worden, unser Piquet versammelt, und alle Augenblicke Ordre zum Abmarschieren erwarte; wir mußten uns also schleunigst aufmachen. — Dies war die erste Nacht, in welcher das Brüllen donnernder Kanonen in unsern Ohren widerhallte; wir zogen also zu unserem Piquette zurück, welches bei unserer Ankunft schon nicht mehr versammelt, und wieder in ihre Quartiere zurück waren; weil der Abmarsch zu unserm größten Glück bis auf morgigen Tag hinterhalten wurde; endlich brach der zu unserm Untergang bestimmte Tag an, es war der 2. März, morgens um 10 Uhr, als wir zu Buchsee abmarschierten, um näher bis Büren gegen den Feind zu dringen; freilich hatten wir diesen ganzen Tag keine einzige Staffette bekommen, wo sich der Feind aufhielt, ob er zurückgeschlagen, ob er vorrücke, oder wie sich die Sache verhielte: unsere einzigen Botschafter waren brummende Kanonendonner, welche uns freilich den Feind immer näher ankündigten. Wir zogen also, ich kann sagen mit mehr blindem als vorsichtigem Eifer, immer näher den uns gerichteten Fallstricken entgegen: Abends um 4 Uhr endlich naheten wir uns Oberwil, wo wir diese Nacht Quartier zu nehmen willens waren, als eben ein gemeiner Berner ohne Hut mit bangem Herzen bei uns vor-

beieilte. Ich mit einigen Kameraden bestellte ihn und fragte, wo er herkäme. „Von dem Feind", konnte er mit halbgebrochener Stimme sagen. „Wo hält sich jetzt der Feind auf?", fragte ich ferner. „Dort ennet jenem Hügel", sagte er, „haben wir geschlagen; unsere Leute liegen wir Schneeflocken aufeinander, unsere Offiziere und Hauptleute haben uns verlassen, und so waren wir ohne Anführer in Mitte der Feinde; die Franzosen kommen wirklich diese Straße hinauf, die Reiterei voran; sie werden bald anrücken." — Hier kann man sich vorstellen, wie uns zu Herzen war. Das Schwyzer-Piquet war allein; wir wußten nicht, wo die Urner, nicht wo die St. Galler, nicht wo die Glarner lagen und konnten uns auch von den Bernern keine Hilfe versprechen. Weil wir nun einen strengen Marsch gemacht und eine kleine Refektion zu nehmen willens waren, kommandierte unser Hauptmann, die Gewehre abzustellen und sich ein wenig zu erholen, doch, daß man nicht zu weit auseinander ginge, damit man höchstens in einer Viertelstunde wieder beisammen wären, wo wir dann die andern Truppen der Kantone rekognoszieren und uns zu ihnen stoßen wollten. Das Volk ging also auseinander. Allein keiner hatte noch ein Haus betreten, als unser Spion zurückritt und uns die Ankunft französischer Reiter ansagte, wo alsbald alle ihre Gewehre ergreifen und die Bajonetter aufpflanzen mußten; dann zogen wir uns in ein kleines Buchenwäldchen zurück, wo freilich die Reiterei so gut als auf ebenem Felde hätte agieren können, denn es war sehr weitsichtig. Hier postierten wir uns gegen die Straße, obwohl nicht einmal 600 Mann stark. Während der Zeit spionierte unser Kommandant, Alois Reding, welcher binnen einer Viertelstund wieder zurückritt. Er wurde von diesen Reitern verfolgt; sieben Schüsse gingen auf ihn, allein ein einziger durchschoß ihm den Hut. — Ein großes Glück für uns, daß er nicht erschossen worden. Dieser brachte die Nachricht, daß sie sich gegen Solothurn ziehen. Er vermeinte, sie möchten uns den Weg zum Rückmarschieren abschneiden zu versuchen; wir zogen uns also in aller Eil bis Buchsee wieder zurück, wo wir in der Nacht um 12 Uhr anlangten. Unsern Anführern, welche die Verräterei einsahen, und durch diese Gefahr getäuscht waren, gefiel die Sache gar nicht mehr. Sie ließen also das Volk beisammen, willens sich zu beratschlagen, ob man sich gänzlich nach Haus begeben sollte; morgens um 3 Uhr erhielt das Volk die Ordre, sich ein wenig zu erholen, daß es aber auf den ersten Schlag der Trommel wieder unverzüglich auf dem Sammlungsplatze einfinden soll. —

Den 3. März nun am Morgen um 8 Uhr langte auch der Berner General Erlach mit einer Kompanie Füsiliere und 2 Companien Cavalleristen hier in Buchsee an, welche sich bei Büren zurückgezogen. Das Volk war erstaunlich verwirrt und schäumte vor Wut über diesen

General, welcher ebenfalls mit Falschheit umging (nach damaliger Auffassung und in Hinsicht des Streites der Friedens- und Kriegspartei zu Bern). — Einige riefen: „Gehen wir, wollen ihn erdrosseln", andere: „Wir wollen diesen Spitzbuben durchbohren, er verdient nicht mehr", und so ging es den ganzen Morgen. Und so ging es überall verwirrt zu, die Franzosen rückten immer vor, weil ihnen schier niemand Widerstand tat. Bei Murten zogen sie ein ohne Blutvergießen, denn der Bernergeneral verbot seinen Leuten bei Kopfverlust zu schießen. So ging es überhaupt; ja man fand sogar Karteschen, Patronen mit Sand angefüllt, mit Pantoffelhölzern Kugeln. — Nachmittag endlich um 12 Uhr, als wir vernahmen, daß die Franzosen immer näher kämen, auch vom Gemurmel des Volkes unter ihnen selbsten Aufstand befürchteten, zogen wir von Buchsee ab unter dem Vorwand, wir hätten aus der Stadt Ordre erhalten, und zogen bis Worb. Auf diesem Marsche sahen wir die Franzosen von Solothurn gegen Buchsee eine andere Straße aufmarschieren, vernahmen auch des anderen Morgens, daß die Bernerbauern eine halbe Stund nach unserem Abmarsch von Buchsee den dortigen Landvogt durchstochen, den General Erlach erschossen, auch daß die Franzosen das Dörflein in Brand gesteckt. — Zu Worb blieben wir den andern Tag liegen, wo dann auch die Urner, Glarner und St. Galler zu uns kamen. Freilich würden wir eine kleine bataille auszuhalten jetzt uns nicht geschochen haben; allein wer wagt wohl sein Leben, wenn er sieht, daß es nichts nützt, das alles unter der Hand gespielt, und Verräterei die Oberhand hält? — Wir zogen nun, ohne weitere Ordre zu erhalten, den 4. März von Worb fort, als eben die Franzosen in die Stadt Bern einrückten; und wir hatten von Glück zu sagen, daß wir so unversehrt aus den Bernergrenzen entkamen. Uebrigens waren wir 5 Wochen von Hause; und wir werden nun suchen, uns in unsern Grenzen zu verteidigen. Allein es wird wenig mehr fruchten. Luzern Zürich, Zug und dergleichen seien alle ganz natiönisch; auch zu Schwyz wollen sie uns immer die französische Constitution aufdringen. Kurz, es geht überhaupt auch hier so verwirrt zu, daß ich ihm keinen vernünftigen Austrag des Handels zu berichten im Stand wäre Wir wollen uns Gott und seiner göttlichen Mutter überlassen, was Sie mit uns vorhaben, von ihren Händen demütig annehmen. Uebrigens grüße er mir alle im Kloster. Ich geharre mit wahrer Bruderliebe wie immer sein bestgeneigter Bruder

Augustin Gyr.

Der Rückmarsch von Bern nach Schwyz erfolgte reibungslos. Am 9. März erstattete Reding auf dem Platz in Schwyz vor dem öffentlichen Rat Bericht. Das Pikett

war genau einen Monat abwesend gewesen und kostete 1300 Dublonen. [14]

Zu Hause erzählte Reding noch eine Episode des Marsches nach Bern: „Er sei mit seinem Volke in solch verzweifelte Lage gekommen, daß er sich nicht mehr zu halten wußte. In dieser Verlegenheit habe er Gott und Maria um Hilfe und Licht angefleht und habe darauf den Weg nach Hause angetreten. Wäre er einen andern gegangen, so wären sie alle verloren gewesen. In diesen verzweifelten Umständen hatten sämtliche Truppen eine Wallfahrt nach Einsiedeln gelobt. Am ersten Sonntag nach ihrer Rückkehr verrichteten sie in großer Andacht und Erbauung ihr Gelübde." [15]

Die Vorgeschichte der Maikämpfe.

Mit dem Hilfszug nach Bern war kostbare Zeit verloren. Militärisch wurde nichts erreicht. Die Gefahr eines französischen Einmarsches war unmittelbar nah, und nach dem Fall von Bern war eine schleunige Entscheidung geboten. Trotzdem wurde die Zeit mit Verhandlungen weiter vertrödelt.

Es lag daran, daß lange vor Beginn der Feindseligkeiten im Lande Schwyz über die weitern Maßnahmen die größte Uneinigkeit herrschte. Ein Riß des Mißtrauens lief durch das Volk. Da erstarkte zunächst das historische Mißtrauen zwischen Schwyz und dem Kloster Einsiedeln. Schwyz übte seit alters her die Schirmherrschaft aus; aber das Kloster selbst war reichsfrei. Die österreichischen Sympathien waren tief verwurzelt in Einsiedeln. Abt Beat bezeichnete sich selbst als untertänigsten Vasall Habsburgs. [1] Er rühmte sich, daß das

[14] Gander, S. 96.

[15] Faßbind 25.

[1] Hofarchiv Wien, St. K. Schweiz Nr. 221, Einsiedeln 1798-1803.

Kloster nur in der Schweiz liege, nicht aber ein Teil der Schweiz sei. „Maria Einsiedeln ist ein bloßes kaiserliches Lehen." Der Abt fühlte sich als geistlicher deutscher Reichsfürst. Unter diesen Verhältnissen war man in Schwyz nie ganz sicher, wessen man sich von Einsiedeln zu versehen hatte.[2] Man vermutete, daß Einsiedelns alte Anhänglichkeit in einer bewaffneten Hilfe von Oesterreich Schutz vor der französischen Gefahr zu finden hoffte. Diese Vermutung schien sich voll zu rechtfertigen, als ein Schreiben des Abtes an den österreichischen Baron von Sommerau aufgefangen wurde, worin unter anderm stand: „Die katholische und noch fromme Schweiz wünscht, vielleicht zu spät, unter die kaiserliche Beherrschung treten zu mögen." [3] Der Fürstabt sah sich in dem Briefwechsel mit Schwyz zur wiederholten Versicherung genötigt, daß er nicht im entferntesten an eine Sonderaktion denke. Die Schwyzer beruhigten sich wieder; das Mißtrauen blieb.

Die außerordentliche Landsgemeinde vom 10. März 1798 fand ausnahmsweise auf dem Hauptplatz von Schwyz statt. Nach ihrem Beschluß sollten die alten Festtage, die Muttergottes- und Aposteltage wieder gehalten werden sowie das vorhergehende Fasten.[4] Dann erstattete Landeshauptmann Reding Bericht über den Bernerzug. „Man hat ihn von Seite des Rates gewarnt, behutsam und ruckhältig zu sein." Er schilderte der Wahrheit entsprechend die antifranzösische Gesinnung im Bernerbiet, während bei einem frühern Anlaß Karl Reding behauptet hatte, der Schwyzer Zuzug sei ganz überflüssig gewesen, man habe die Truppen als Feinde angesehen, in Bern sei alles

---

[2] Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 207, 52, Anfrage der Kriegskommission an Einsiedeln, ob es sich dem Schwyzerbefehl unterstelle. Vgl. Antwort Einsiedelns 64.

[3] Gander, 109.

[4] Dieselbe Strenge der religiösen Lebensführung wurde schon früher bei ähnlichen Angelegenheiten angeordnet (vgl. Nabholz 11), gerechtfertigt durch das üppige Leben der jungen Leute. Faßbind, 13 ff.

einig etc.[5] Durch diesen Widerspruch entstand neuer Verdacht unter den Landleuten, ob die Obern es ehrlich meinten.

Man hörte den Antrag des Landeshauptmanns Reding an: nach Uebereinkunft mit Uri, Nidwalden und Glarus an den General Brune eine Gesandtschaft zu schicken, um zu erfahren, ob die französische Armee gegen die demokratischen Kantone vorrücken wolle. Die Regierung setzte ihre Hoffnung darauf, daß die dem General bekanntgemachte Freilassung der Untertanen den Franzosen jeden Vorwand nehmen würde, als „Befreier" in Schwyz einzumarschieren.

Aber das Mißtrauen der Landsgemeinde war geschärft. Eine Nachgiebigkeit der Regierung befürchtend, fügte sie der Instruktion der Gesandtschaft die Bestimmung an, nur „einfrags- und vorstellungsweise zu reisen, und nicht um zu negozieren".

Die Antwort war zum Schein beruhigend. Daher kehrte man in Schwyz auch nichts Ernstes vor, bis die Proklamation Brunes Ende März die letzten Hoffnungen auf ein gütliches Abkommen zerstörte. „Gedrängt vom lebhaften Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit", verfügte der General, daß die Schweiz nunmehr eine unteilbare Republik zu sein habe. Die Einteilung der Eidgenossenschaft in Departemente nach französischem Muster nahm ihren Anfang.[6]

Auf die drohende Aufforderung, sich als Bestandteile der helvetischen Republik der neuen Verfassung zu unterwerfen, gaben Luzern und Obwalden nach. Die in Schwyz zusammentretenden Vertreter der Urkantone aber vermochten vor lauter schönen Worten der Freiheit und Ver-

---

[6] „Von der Zeit an war das Volk mit Kümmern und Beten wie von Sinnen. Die Leute arbeiteten und aßen nicht mehr. Einige wurden krank, andere vom Schlag befallen, einige verwirrt und unsinnig von Angst und Bangigkeit." Faßbind, 26.

[5] Faßbind, 24—25.

teidigung nicht zu handeln. Die große Gelegenheit, eine breite Abwehrfront gegen die Franzosen herzustellen, war verpaßt. Abgesandte von Appenzell, St. Gallen, Rheintal, Toggenburg, Sargans, waren z. T. uneingeladen erschienen, mit der Beteuerung: ihre Zuteilung zur helvetischen Republik sei gegen ihr Wissen und gegen ihren Willen erfolgt; sie wünschten deshalb Zutritt zur Konferenz. Am 3. April lehnten die fünf Stände die Zulassungsgesuche ab, unter ausweichenden Begründungen. Der Erfolg der Konferenz war gleich Null. [7]

Die Kenntnis dieser fruchtlosen Verhandlungen verbesserte die Stimmung im Volke nicht. Ein zufällig bekannt gewordener Brief alt Landammann Karl Redings an den eifrigen „Patrioten" Beat Steinauer in Bern rief im erregten Volk einen Sturm der Empörung hervor. Einmal schon deshalb, weil Steinauer, ein gebürtiger Einsiedler, in hohem Vertrauen beim französischen General Schauenburg stand und daher, allein wegen des Adressaten, vom Volke sofort etwas Unlauteres gewittert wurde. Im Briefe Redings selbst erblickte man offenen Verrat. Reding schrieb:

„Wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich, herrscht unter unserm Volk ein fürchterliches Mißtrauen gegen alle, die mit dem Namen Herren bemarket sind. Unter dieser Klasse wäre im Durchschnitt die Stimmung vernünftig und mäßig und eben darum sind sie dem Volke verdächtig. Ich ohnehin bin wegen meinen bekannten mäßigen Grundsätzen den bunten Knechten des Fanatismus verhaßt, werde bei einem entscheidenden Augenblick vermutlich als das erste Brandopfer unter seiner Mordkeule fallen. Mein Schwieger, Statthalter Müller von Uri, bringt Ihnen diesen Brief. Von unserem Stande ist Landammann Alois Weber da. Können Sie diesem mit anscheinendem Nutzen etwas von dem entdecken, was Sie mir sagen wollten, so tun Sie es zum Heil unseres Vaterlandes. Ich beschwöre Sie aber, nicht merken zu lassen, weder daß Sie mir, noch daß ich Ihnen geschrieben habe." [8]

---

[7] Gander, 137.

[8] Gander, 146. Es handelte sich bei diesem geheimnisvollen Geschäft vermutlich um die Kapitulationsverhandlungen, mit denen Steinauer durch Schauenburg beauftragt worden war.

Der Brief ist charakteristisch für das schlechte Verhältnis zwischen Herren und Volk. Beide mißtrauten sich gegenseitig.

Unter diesen Verhältnissen war die Landsgemeinde vom 5. April von großer Bedeutung. Man hatte sich bisher gesträubt, alle Untertanen vor versammeltem Volke frei zu erklären. Um den Forderungen Frankreichs zuvorzukommen, war dies aber sofort nötig. Bellmont schildert die Bereitschaft zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse, die sich viele Bürger wünschten, mit begeisterten Worten:

„Diese (Bürger) sprachen nun laut: Unsere Väter haben mit Kampf und Blut das edle Kleinod der Freiheit errungen. Die Männer haben im Rütli nicht deswegen getagt, daß wir von Frankreich Befehle und Gebote annehmen sollen. Tells Bogen schwirrte nicht für Abhängigkeit, nicht für Frankreichs Joch. Wir wollen keine Freiheit ohne Unabhängigkeit. Wir wollen selbst suchen, dem Vaterland eine neue Gestalt zu geben, ihm einen neuen Frühlingsmorgen zu bereiten." [9]

Die Landsgemeinde vom 5. April erhob den Volkswillen, das Vaterland zu verteidigen, die Untertanen frei und als Mitbürger zu erklären, zum Beschluß. Bei dem Punkt: Einführung der neuen Konstitution, waltete ein kriegerischer Ton in der Versammlung. „Ein meineidiger, treuloser Vaterlandsverräter" sei der, welcher auf die Regierungsform bezügliche Schriften, Zeitungen von Zürich oder Luzern besitze; das Malefizgericht solle ihn abstrafen. Die luzernische Empfehlung, die neue Verfassung anzunehmen, stieß auf solchen Unwillen, daß sie auf Befehl der Landsgemeinde zerrissen wurde. [10]

Nochmals wurde die Absendung einer Gesandtschaft geplant. Diesmal sollte sie in Erinnerung an die unbefriedigende Antwort des inzwischen abberufenen Brune sich direkt nach Paris begeben. Die Reise endete schon in Bern: Schauenburg verweigerte die Pässe. Die Gesandten

---

[9] Bellmont.

[10] Gander, 140.

eröffneten sich nun Schauenburg. Die demokratischen Kantone hätten bei ihrer alten Verfassung bisher ruhig und glücklich gelebt; diese und keine andere sei ihrem Lande angemessen. Die allgemeine Ueberzeugung von der Richtigkeit der Verfassung sei so stark und und man lebe mit ihr so „vergnügt", daß für den Fall einer gewaltmäßigen Aufdrängung der Konstitution „jedermann bereit sein würde, selbe auf das Aeußerste zu verteidigen". [11]

Die Verhandlungen waren umsonst. Unverrichteter Dinge mußten die Gesandten mit dem schlechten Bericht zurückkehren: Schauenburg verlange, daß man sofort die Verfassung anzunehmen hätte, wenn nicht, werde er in zwölf Tagen mit seiner Arme vorrücken und „alle Widrigen wie Frösche zerhauen". Namentlich gegen die geistliche und weltliche Leitung des Landes hatte der General wütende Drohungen ausgestoßen. [12]

Am 11. April ging die letzte Aufforderung Schauenburgs an die demokratischen Kantone zur Unterwerfung unter die Verfassung. Die bisherige Weigerung, schrieb Schauenburg, sei bloß das Werk „der Priester und einiger herrschsüchtiger Menschen, welche unter dem Deckmantel der Religion und einer falschen Volksgunst den einfältigen und treuen Bewohner dieser Landschaften zu verwirren versuchen, um ihn desto besser in ihrer Herrschaft zu behalten". Im Tone des Befreiers versprach Schauenburg, die vom Joch befreiten Völkerschaften „zur Vernunft und einer moralischen Unabhängigkeit zurückzuführen".[13] Fast gleichzeitig wurde über die Kantone Uri, Schwyz, Glarus, Appenzell und Nidwalden die von Schwyz vorausgesehene

---

[11] Hettlingen, 40, vgl. Gander, 110.

[12] Hettlingen, 41, schäumt vor Empörung, daß den Gesandten gegen das Völkerrecht die Pässe verweigert wurden: „Es passe zu einer Nation, welche nur ihren Gelüsten und Leidenschaften folgt, welche daher, wo sie konnte, alle Nationen revolutionierte, welche es gelüstet, alle Nationen zu bezwingen, um allen Gesetze vorzuschreiben und alles beherrschen zu können." Faßbind, 33.

[13] Gander, 149.

Getreidesperre verhängt, gegen die es sich noch rechtzeitig eingedeckt hatte.

Es galt jetzt ernst. Schwyz traf Verteidigungsanstalten, unter die in erster Linie die Mobilisationsordre über das Aufgebot des Landsturmes fiel. Die Bekanntmachung lautete: [14]

1. Wenn sich jemals, sei es bei Tag oder Nacht, an unsern Grenzen ein feindlicher Ueberfall besorgen läßt, so sollen die Beamten desselben Ortes, auch jeder, der zuerst einige Spuren davon hat, ungesäumt durch Expreß-Eilboten allzeit schriftlich unserem regierenden Herr Landammann hievon Anzeige zu machen pflichtig sein, worauf

2. sogleich der Rat versammelt werden soll, um jene Verordnungen in Erfüllung zu bringen, welche zur Beschützung und Verteidigung unseres Vaterlandes zweckmäßig sind. In betreff des Sturmläutens bedarf es keiner weitern Erwähnung, darüber schon eine hohe Landsgemeinde ihre klugen Schlüsse abgefaßt hat.

3. Wenn dann der Landsturm aufgeboten wird, so sollen alle diejenigen, die pflichtig sind zu marschieren, mit ihrem eigenen Gewehr, Kraut und Lot, bei ihrem Vaterlandseid verbunden sein, an jene Ort und Stell herbeizueilen, wohin sie durch die Eilboten berufen werden. Jeder aber, von 16 auf 60 Jahre alt, hat Pflicht, im Fall eines Landsturmes abzumarschieren. Doch hat man hierüber folgende Erläuterung zu machen für notwendig erachtet: Wenn der Landsturm aufgeboten wird, so sollen alle von 45 Jahren bis auf 60 J. ohne Ausnahme in einer solchen allgemeinen Vaterlandsgefahr schuldig sein, nach den im 5. Art. festgesetzten Sammelplätzen sich eifrigst und eilfertig einzufinden, indem jeder von selbst einsieht, daß in solchen dringenden Umständen alle Partikulargeschäfte etwas leiden müssen, um für das bedrohte Vaterland alles mögliche zu seiner Verteidigung herbeizutragen.

Dann soll jeder sich mit jenen Waffen versehen, die er am Besten zu führen weiß. Ist einer im Zielschießen erfahren, so soll sich dieser mit seinem eigenen brauchbaren zognen Rohr laut Landsgemeindeerkenntnis versehen, und solches im Fall des Landsturmes auch jeder, so ein kalibermäßiges Kriegsrohr hat, mit sich bringen. Jene aber, so im Laden und Schießen nicht erfahren, sollen sich mit Knütteln, Hellebarden u. drgl. versehen und erscheinen. Jene, die zu Hause bleiben, sollen die zu besorgenden Geschäfte in die Hand nehmen, damit in der Abwesenheit der Eingezogenen ihre Haus-

[14] Gander, 127.

geschäfte nicht ganz vernachlässigt werden. Die Bestimmung der Anführer des Landsturmes wurde den Mannschaften überlassen.

Aber in der Regierung selbst herrschte kein rechter Widerstandsgeist. Ungehindert ließ man einen helvetischen Kommissar am 14. April, zwei Tage vor der nächsten außerordentlichen Landsgemeinde, in Schwyz die Geistlichkeit zusammenrufen. Er setzte die in der Minderzahl erschienenen Geistlichen mit dem Drohbrief Schauenburgs und dem Schreiben des bischöflichen Kommissars Krauer von Luzern, daß nichts vom religiösen Standpunkt gegen die Verfassung einzuwenden sei, unter Druck. Doch während der Kommissar seine Ueberredungskünste entfaltete und darüber diskutiert wurde, drängten etliche Bauern drohend ins Zimmer: sie würden jeden aus dem Lande werfen, der für Annahme der Verfassung sei. Der Kommissar antwortete beruhigend, man habe die Verfassung verworfen. [15]

Die letzte Entscheidung, ob man sein Glück durch die Waffen suchen solle, hatte die Regierung bisher verzögert, um vorher noch den Bericht von Landammann Alois Weber abzuwarten. Er brachte am 14. April eine Unheilsbotschaft. Paris resp. Schauenburg wollten nicht einlenken. Am 15. war deswegen Rat. Mit großem Mehr entschloß man sich zur Annahme der Verfassung, „weil man vernünftigerweise nicht sehen könnte, wie man einer so großen Macht widerstehen wollte, umsoweniger, als die St. Galler und Toggenburger nimmermehr dazu helfen wollten".[16] Diesen Verzicht auf Widerstand mußte man aber den Landleuten sorgfältig verhehlen; der ganze Rat wäre sonst seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Trotz der Heimlichtuerei blieb der Beschluß nicht verborgen. „Von der Zeit an aber entstand böser Argwohn,

[15] Vgl. für dies und das Folgende Gander, 149 ff.

[16] Nach Faßbind, 38, stimmten im Rate nur zehn Nein. Es steht jedoch nicht fest, ob der Beschluß sich auf die Verfassung bezog oder gegen den Krieg lautete. Gander, 155, ist in diesem Punkte unsicher.

Verdacht, Haß, Zwietracht gegen und mit der Obrigkeit und stieg mit jedem Tag höher." [17]

Die nächste außerordentliche Landsgemeinde fand am 16. April statt. „Aber dies und das vordere Mal schon nicht mehr unter klingender Musik, wie sonst gewöhnlich; sondern da mußte der Vorsteher der Geistlichkeit mit dem Kreuzbild vorangehen, und alles Volk, auch einer und anderer, dem es außer Gewohnheit war, gar schön den heiligen Rosenkranz abbeten." Landammann Weber pries am Landsgemeindeort Ibach an der Brugg das Kreuzbild als den wahren Freiheitsbaum. Die rührende Rede vom Erlöser, aber auch vom künftigen Richter schloß mit der lauten Anrufung um Erleuchtung und starken Mut, um Erkenntnis der Wahrheit und Ueberwindung der Menschenfurcht. Die Landsgemeinde schwor darauf den folgenden Eid: Nur Gott allein als Herrn und Fürsten zu erkennen, ihm ewig treu zu sein, für Religion, Freiheit und Vaterland Leib und Leben, Ehre, Gut und Blut dahinzugeben und als wahre Christen und als freie Schweizer zu leben und zu sterben, so wahr Gott helfe.

Hernach kam der Landammann auf das Gerücht zu sprechen, daß der gesessene Landrat von gestern die helvetische Verfassung angenommen habe, mit Ausnahme von Ratsherr Schilter und Hauptmann Bernhardin Ulrich. Ratsherr Schilter bekam durch diese Rede Gelegenheit, bei Ehr und Eid zu versichern, daß keine Rede von der Annahme der Verfassung gewesen sei. Man habe nichts als Bericht entgegengenommen über die Haltung der andern demokratischen Stände mit Bezug auf die Verfassung. [18]

Ueber den Beschluß des Kapitels berichtete Kommissar und Pfarrer Reding, unterstützt von Pfarrer Ze-

---

[17] Gander, 154, und für das Folgende.

[18] Hettlingen, 45, schreibt, diesen Vorfall nicht erwähnend: „Alsdann, bevor nur einer etwas reden oder anraten durfte, wurde die Konstitution nochmals verworfen und verboten, nicht einmal ein Wort davon zu reden."

berg, Pfarrer Rickenbacher und Pfarrhelfer Aufdermauer. Sie hielten alle den Beschluß für religionsgefährlich und nachteilig. Als man nach der Berichterstattung von Landammann Weber über seine Mission auf die Schreiben von Schauenburg u. a. zu sprechen kommen wollte, brach die größte Erbitterung aus.[19] Nun wollte man selber die Offensive ergreifen. Ueber die Leidenschaft dieser Versammlung schreibt Faßbind vielsagend: „Die Herren durften an dieser Landsgemeinde nicht reden wie sie dachten, und es war jedermann froh, daß es nicht Mord und Totschlag gegeben hatte."[20]

Es bestand die Absicht, der Landsgemeinde Paravicini als künftigen General genehm zu machen. Er war als abgeordnetes Mitglied des Kriegsrates in Schwyz. Landammann Alois Weber empfahl ihn mit großem Wortgepränge. Aber unter den Landleuten stieß Paravicini auf kein großes Zutrauen, und er zog es vor, außerhalb des Landsgemeinderinges zu bleiben.[21]

An dieser Landsgemeinde wurde auch Beschluß gefaßt wegen der Freifahne. Es sollte ein „Religions- und Freiheitsfahnen" gemacht werden, um damit in andere Orte auszuziehen, sich Anhänger zu verschaffen und mit ihm die übrigen Orte zum Krieg gegen die Franzosen zu mahnen.[22] Der Sage nach hatte schon Werner Stauffacher ein solches Banner gegen die Habsburger getragen, das — wie der Name sagt — die Truppen, die unter ihm auszogen, frei machte. Auf diesem Banner hätte stehen sollen: „Zur Verteidigung der hl. Religion, des Vaterlandes, der edlen Freiheit unserer Väter und Schützung

[19] Gander, 155. Die Schreiben durften nicht einmal verlesen werden.

[20] Faßbind, S. 40: „Die Stimmung der Versammlung war grimmig; wildes Entsetzen erhob sich über die Forderungen Frankreichs. Das Geschrei des Volkes stieg gegen Himmel."

[21] Faßbind, 40.

[22] Id. 39 ff.

des Eigentums eines Jeden insbesondere". Dieses Banner, von dem niemand wußte, wo es war, wurde verlangt. Allen Versicherungen entgegen, glaubte das Volk, es müsse vorhanden sein.

Darauf fand am 18. April eine zweite außerordentliche Landsgemeinde statt, wo erkannt wurde, daß alle Beisassen, die unter der Freifahne dem Vaterland zu Hilfe eilten, wie die andern gefreiten Landleute gestellt sein sollten. Wer aber nicht zum Kriegsdienst tauglich sei, könne sich nachher das Landrecht erkaufen. Man war sich ferner einig über die Abschaffung des französischen Putzes und der Mode. Ein Verbot erging auf die hohen Frisuren, die Toupets, die langen Hosen, die hohen Hüte etc. Darauf hätte nach Ablegung des Fahneneides das erste Pikett marschieren sollen; aber nirgends war die Freifahne zu finden. Alt-Landammann Reding wäre auf seine Versicherungen, daß keine Freifahne vorhanden sei, beinahe erschlagen worden, wenn er sich nicht in ein Gefängnis zuoberst im Rathaus versteckt hätte. Das zum Abmarsch bestimmte Pikett umringte den Rat und drohte, nicht abzuziehen bis zur Auslieferung des Freifahnens. Die Ratsherren retteten sich durch die Flucht. Zuletzt glaubte man dem regierenden Landammann Weber; und als auch andere sich ins Mittel legten, schwor man zur vorhandenen Fahne und marschierte nach Küßnacht.[23] Die Zeit der mißtrauischen Verhandlungen war vorbei. Rasch wurde zu vorbereitenden Kampfmaßnahmen geschritten. Der Kriegsrat, der sich aus sechs Köpfen zusammensetzte (Landeshauptmann Alois Reding, Major Benedikt Bellmont, Ratsherr David Städelin, Hauptmann Dominik Büeler, Hauptmann Louis Aufdermauer, Haupt-

[23] Die geforderte Freifahne wurde nachträglich hergestellt und beim Auszug des Hauptkontingentes nach Küßnacht mitgeführt. Die Landesfahne trug einen Pergamentzettel mit der Inschrift: „Für Gott, fürs Vaterland und unsere alte Freiheit streiten wir und zum Schutz Mariä, wer mit uns zieht, soll frei sein, wie wir." Faßbind, 47.

mann Werner Hettlingen)[24] hatte die Aufgabe, den Kriegsplan auszuarbeiten. Der erste Beschluß des Kriegsrates betraf die Besetzung der Pässe über den Sattel und Brünig.

In Eile setzte man nun die Befestigungswerke an den Landesgrenzen wieder instand. In Brunnen traf man Abwehrmaßnahmen gegen einen Angriff vom See her. Bei Küßnacht legte man Verhaue an. In Rotenturm wurde der zerfallene Letzigraben wieder ausgeschöpft und die Verteidigung durch Verhaue und Schanzen, mit Gräben gegen die Reiterei, verstärkt.[25] Nach einer Verordnung des Kriegsrates erhielten die jungen Leute Befehl, zu schanzen, während die streitbaren Männer sich täglich in den Waffen üben mußten.[26]

Im gleichen Maße aber wie die Rüstungen fortschritten, verlor das argwöhnische Volk das Zutrauen in die Obrigkeit. War es nicht ein Beweis, daß Landammann Weber die Sache des Landes verloren gab, wenn er seine Kostbarkeiten flüchtete? Der Landeshauptmann wurde gezwungen, Weber darüber zu vernehmen. Es drohte ihm die Wegnahme des Landespanners. In blinder Wut gingen viele Bauern zu den Herren und erklärten ihnen ernsthaft: sie würden die ersten Opfer sein für den Fall, daß das Vaterland ins Unglück gerate. Der Zustand verworrener Zwietracht war unbeschreiblich. „Es war alles gegeneinander, Geistliche wider Geistliche, Kapuziner wider Kapuziner, Herren wider Herren, Bauern wider Bauern, Kinder wider ihre Eltern, Eltern wider ihre Kinder, Freunde wider Freunde; überall verkundschaftete man einander."[27]

---

[24] Gander, 158, sowie Faßbind, 36. Dieser Rat konnte noch sechs weitere Landleute als Räte beiziehen, aber nur mit beratender, nicht beschließender Stimme. Er sollte gemeinsam mit den Verbündeten den eidg. Kriegsrat bilden.

[25] Gander, 161.

[26] Gander, 158.

[27] Faßbind, S. 26.

Bevor wir zur Schilderung der Maikämpfe übergehen, sei versucht, die eigentlichen Urheber und Motive der Kämpfe klarzulegen. In diesem Zusammenhang wollen wir den Anteil und die Stellung von Alois Reding untersuchen, welche er vor und während der Maikämpfe zwischen den entgegengesetzten Gruppen einnahm.

Weder der Haß gegen den französischen Einmarsch in die Bundesorte, noch das Mißtrauen gegen die eigene, der Franzosenfreundschaft verdächtige Regierung oder gar die Hoffnung auf Oesterreichs Hilfe hätten in Schwyz den Krieg entfesselt. Zum offenen Kampf war man erst nach der französischen Zumutung einig, daß man die alte Verfassung aufzugeben habe. Schauenburg freilich hat die Gründe des Widerstandes abgetan mit der religiösen Verhetztheit der Bevölkerung. Bei dem Bilde einiger Priester, die ebenso mit Säbel und Pistole wie mit Rosenkranz und Kruzifix bewaffnet, die Leute von Schwyz in den Untergang getrieben haben sollen, blieb die Geschichtschreibung stehen, zu einem guten Teil beeinflußt durch Zschokkes Erzählung vom Kampf der Urschweizer.

Die selbständige Rolle der Bevölkerung wird dabei aber vollständig übersehen. Gewiß, das Volk war kirchentreu und stand sofort auf, wenn es die Religionsfreiheit in Gefahr sah. Vorsorglich wurde zwar von den helvetischen Behörden, wie auch von kirchlicher Seite, z. B. vom bischöflichen Kommissar Krauer in Luzern, versichert, daß für die Ausübung der Religion nichts zu fürchten sei. Was aber nicht zu leugnen war und was das Volk rasend machte, war die Tatsache, daß in Schwyz die politische, jahrhundertalte Ordnung weichen sollte, und ihr wohnte ein nicht ablösbarer religiöser Charakter inne. Die Landsgemeinde der urständischen Demokratie war so sehr mit religiöser Würde geladen, daß der Verdacht nicht aus der Welt zu schaffen war, die religiöse Freiheit müsse leiden, wenn die ehrwürdige

politische Freiheit gebrochen werden sollte.

Die schwyzerische Landsgemeinde betonte in ihren Formen, wie übrigens die andern Landsgemeindeorte auch, den politisch-religiösen Charakter der Volksversammlung.[28]

Der Aufzug erfolgte in feierlichem Zuge „mit Trummen und mit Pfyffen". Am Ziel, dem von einer niedern Mauer umgebenen runden Versammlungsplatz zu Ibach vor der Brugg, begann der Landammann als Leiter der Landsgemeinde mit: „Gelobt sei Jesus Christus", und die Landsgemeinde antwortete mit dem Amen. Knieend und mit ausgestreckten Armen wurde dann gebetet. Dann folgte die sog. Exhortation des Landammanns, eine ermahnende Ansprache, in Minne zu tagen etc. Nach der Landsgemeinde wandte sich der Zug in gleicher Ordnung zurück nach Schwyz in die Pfarrkirche, wo ein Salve gesungen und der Segen gespendet wurde.

Diese Versammlung war der Inbegriff der Volksfreiheit. Es entsprach ganz dem Denken des einfachen Mannes, was Karl Heinrich Gschwend, ein Magistrat des obern Rheintals, in einem offenen Brief an Peter Ochs schrieb: „Die demokratischen Kantone sind seit Jahrhunderten gewohnt, alle Staatsämter unter freiem Himmel mit freier Hand zu übergeben. Diese Wahlen dem Volke nehmen und es von der Wahl seiner höchsten Obrigkeiten ausschließen wollen, muß Gärung und innern Krieg, wo nicht Mord und Totschlag verursachen."[29] Die politische Freiheit selber aber war den Leuten undenkbar ohne die Religion. Gott war ihnen höchste Obrigkeit, auf die sie sich im Namen der Freiheit beriefen.

Es ist deshalb rein unmöglich, die Grenze zu ziehen, wo der stärkere Widerstand sich entzündete: ob im Gedanken an die Religion oder an die gewohnte Verfassung. Wenn von Widerstand die Rede ist, so werden übereinstimmend beide angeführt. Dem Volke kam es gar nicht

[28] Schnüriger, Die schwyzerische Landsgemeinde, 32, 41.

[29] Offener Brief von K. H. Gschwend an Peter Ochs, Gander, 112.

zum Bewußtsein, daß man die politische und die religiöse Freiheit auseinander halten könnte. Der Eifer ging soweit, daß jeder sog. Freigeist als politischer Revolutionär und jeder Konstitutionsfreund als Religionsfeind angesehen wurde. Aus dieser Anschauung ist es durchaus begreiflich, daß die Konstitution vom Volke als „höllisches Büchlein" verdammt wurde. Die gefühlsmäßige Gleichsetzung von Religion und Freiheit war für die Volksseele Grund zum härtesten Widerstand. Die Regierung von Schwyz wäre bis zur letzten Stunde zu einer Kapitulation bereit gewesen. Schauenburg nutzte die Situation so aus, daß er Schwyz gegen Einsiedeln ausspielen wollte. Von ihm bevollmächtigt, traf der gebürtige Einsiedler Beat Steinauer in seiner Heimat ein, um mit den ihm entgegengereisten Schwyzer Herren über die Bedingungen einer friedlichen Einigung zu verhandeln. [30]

Die Friedensartikel setzte Steinauer nach eigenem Gutdünken auf, da ihm der Wille Schauenburgs bekannt sei. Für Schwyz stellten sie sich überaus günstig: Die bisherige Verfassung sollte bis zur Besinnung eines Bessern fortbestehen, die Unantastbarkeit der Religion, die Befreiung von jeglicher Kontribution, die Unterlassung einer Besetzung von Schwyzer Gebiet durch französische Truppen wurden feierlich versprochen. Die schwerste Last dagegen traf das Kloster samt den übrigen kleinen Klöstern des Landes: Es sollte u. a. monatlich die ungeheure Kontribution von 500,000 Fr. aufbringen für die Dauer eines Jahres.

Schwyz war mit diesen Bedingungen, die ganze Kriegslast auf Einsiedeln abzuwälzen, völlig einverstanden. Die Obrigkeit von Schwyz wollte sich aber mit der schweren Verantwortung des Entschlusses nicht belasten. Sie schob die Entscheidung dem Einsiedler Leutpriester P. Marianus Herzog zu. Er lehnte das Abkommen ab. [31]

---

[30] Vgl. Beat Steinauer, „Wahrhaftige Relation", Bern 1798.

[31] Faßbind, 62.

Im allgemeinen stützte die Geistlichkeit nur teilweise den Kampfwillen des Volkes. Selbst von dem später so berühmten Pater Paul Styger heißt es nirgends, daß er zum Kriege hetzte.[32] Der Entschluß, nicht nachzugeben und bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen, kam unmittelbar, unbeeinflußt aus dem Volk. Zahlreiche Zeugnisse sprechen für die unbändige Kriegslust der Bauern· „Kinder und Greise, Männer und Weiber dürsteten nach Streit ... Der Enthusiasmus, zu kriegen, war bei Jungen und Alten so groß, daß alle, die es traf, auch 16-jährige Knaben, mit Freuden gingen; und viele, die die Reihe nicht getroffen, liefen von selbst mit, so daß in Zeit von acht Tagen nur aus dem alten fryen Kanton 3000 Mann ins Feld zogen."[33] Auch der ganze Kriegsverlauf dokumentiert, daß die Kämpfe vom Volk gewollt, mit Entschlossenheit und bis zur äußersten Erschöpfung geführt wurden. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß der Krieg der Regierung vom Volke aufgezwungen wurde. Dadurch entstand in der ganzen Kriegführung ein Zwiespalt, unter dem auch Alois Reding zu leiden hatte.

Die Stellung des Landeshauptmanns Reding war durch die Verhältnisse zum vornherein schwierig. Er gehörte zu der regierenden Schicht, hatte sich aber durch seine einfache, leutselige Art und seit seiner Rückkehr aus Spanien durch militärische Uebungen bei den Landleuten beliebt gemacht. Von ihm wurde die neue Einteilung der schwyzerischen Kriegsmacht durchgeführt, in sieben Pikett zu je 800 Mann. Jedem Pikett waren vier Geschütze zugeteilt. Seine Ernennung zum Landeshauptmann 1796 indes verdankte er dem Zufall, daß kein anderer da war: so schreibt er selbst an Zschokke.[34]

---

[32] Vgl. Ochsner, 81. Styger befand sich noch an der Landsgemeinde vom 16. April als stiller Zuschauer.

[33] Faßbind, S. 31 und 41.

[34] Reding, Brief an Zschokke vom 25. Februar 1799. Reding-Archiv.

Durch den Bernerzug, in dem er die schwyzerischen Hilfstruppen mit Vorsicht und Umsicht geführt hatte, gewann er das Zutrauen des einfachen Mannes. Die Leute hingen an ihm. Man wollte nicht zugeben, daß er zu der Gesandtschaft nach Bern abgeordnet wurde. „Sein Piquet protestierte dagegen höchlich." [35] Gleich erging es das zweite Mal, als die Gesandten nach Paris reisen sollten. „Da aber das Volk aus Besorgnis für seine Person, ihn (Reding) nicht entlassen wollte, so wählte man an seiner Stelle alt Landammann Weber." Dem Bernerzug hatte es Reding zu verdanken, daß ihn alle Soldaten als ihren Retter und Vater liebten.

Anderseits konnte sich Reding als Angehöriger einer der regierenden Familien nicht frei machen vom Zusammenhang mit den „Herren", mit der Regierung, der Kriegskommission. Er wußte wohl von seinen Standesgenossen, daß eine kampflose Kapitulation bei der Regierung beschlossene Sache war. Zu den Landleuten drangen bloße Gerüchte und zerstörten das Vertrauen zu ihren Vorgesetzten. Es kam soweit, daß sie glaubten, die Offiziere steckten mit der Regierung unter einer Decke. Auch Reding hatte unter diesem Verdacht mehrfach zu leiden.

In diesem Konflikt zwischen der Neigung zu seinen regierenden Standesgenossen, die das Land widerstandslos dem Feinde ausliefern wollten, und der Pflicht als Kommandant seiner Landsleute, hielt sich Reding ohne Zögern an seine Offizierspflicht. Wir haben keine Aeußerung, wie es in ihm ausgesehen haben mag. Es steht jedoch außer Zweifel, daß er in der Treue zu seinen Truppen nicht einen Moment wankte und alle zum militärischen Widerstande dienlichen Anordnungen traf. Er suchte keine radikale Lösung für die Gewissensschwierigkeiten, in die er hineingeraten war. Radikale Lösungen lagen ihm nicht. Dagegen wies Redings Natur einen Zug feierlicher

[35] Faßbind, 26, und für das Folgende 33 und 25.

Entschlossenheit auf, von der jene denkwürdige Schwurszene in Schindellegi Zeugnis ablegt. Hier beschwor der Landeshauptmann vor der versammelten Truppe die soldatische Schicksalsgemeinschaft: Zusammenhalt bis in den Tod. Ergriffen gelobte sie ihrerseits Treue.

Diese spontane Haltung war etwas Seltenes. Reding fühlte sich von Mißtrauen beklommen, bald gegen die Umtriebe unter der Mannschaft, bald gegen die unaufrichtige Regierung. Auf die Truppe aber ging die Unfreiheit ihres Führers über. Im Moment der unmittelbaren Gefahr mutig und entschlossen, zeigte er im übrigen eher ein passives, bedrücktes Verhalten. So fiel zwei Geistlichen, P. Marianus Herzog und P. Paul Styger, die eigentlich führende Rolle zu. Besonders der erste tat sich mit schnellem, tatkräftigem Handeln, beide aber unter Anmaßung militärischer Kommandogewalt hervor. Das Verhältnis Redings zu den beiden Patres verlangt die teilweise Berichtigung Zschokkes, dessen Bericht blindem Priesterhaß freien Lauf läßt.

P. Paul Styger stammte aus bäuerlichem Geschlecht. Er war ein feuriger Kopf; das Temperament eines glühenden Religions- und Vaterlandsverteidigers war mächtiger in ihm als klösterliche Zucht und Zurückhaltung. Würde und Demut lagen ihm weit weniger als das Kriegshandwerk voll wilder Instinkte. [36]

Faßbind bemerkt mit Recht, daß Styger mehr einem Husar als einem Ordensmann glich. Seine ganze äußere Erscheinung, wie sie ein Oelbild präsentiert, verrät den Draufgänger. Ein volles, bärtiges Gesicht mit flammenden Augen zeigt eine kraftstrotzende Natur im Mönchshabit, zu der die Pistole im Gürtel, der schwere Säbel in der Faust besser paßt, als das Kreuz auf der Brust. Die ganze Person strahlt ungebrochene Angriffslust aus. Styger war „von kurzer, dicker, nerviger Leibesstatur,

[36] Vgl. die ausführliche Biographie von Ochsner: P. Paul Styger, Mitteilungen des historischen Vereins Schwyz, 1916/17.

mutvoll entschlossen, rasch und unternehmend wie der gewandteste Krieger". [37] Seine Tätigkeit begann am 18. April, wo er als Feldpater den ausziehenden Truppen zugeteilt wurde. [38] Sein polternder Eifer, die rauhe, offene Sprache, der Mut, mit dem er in den Gefechten bei den Leuten — den Kampf nicht verschmähend — aushielt, machten ihn bei dem einfachen Mann überaus populär. Mehrfach bestimmte seine Beherztheit und sein flammendes Beispiel in erfolgreicher Weise die schwyzerische Verteidigung.

Aber wo er auftrat, gab es Streit. Er war bei den Offizieren nicht deshalb unbeliebt, weil er die Angriffslust verkörperte, sondern geriet deshalb mit ihnen in schwere Differenzen, weil er sich nicht beherrschte und allen Vorgesetzten aus ungezügelter Besserwisserei Vorwürfe machte. Auch Reding wurde nicht verschont. Dadurch vergrößerte er noch das schon bestehende Mißtrauen zwischen den Offizieren und der Mannschaft.

Styger, der sich immer mehr in die Rolle eines Offiziers hineinsteigerte, war es denn auch, der den Unterwaldnern in ihrem unglücklichen Verzweiflungskampf Schwyzer Truppen zuführte. Auch später, nach seiner Flucht ins Oesterreichische, versuchte er noch mehrmals — einmal sogar in Verkleidung kühn in die Heimat dringend —, seine Landsleute gegen die französische Herrschaft aufzuwiegeln. Reding hat seine Eigenmächtigkeiten später mit bittern Anklagen vor der Landsgemeinde erwidert.

Der zweite Geistliche, der sich in die Führung der Kämpfe einmischte, war der Einsiedler Pfarrer Marianus

---

[37] Zum Beispiel bereute Styger, daß er bei der Besetzung Luzerns nicht die ganze Stadt ausrotten ließ. Vgl. Ochsner, S. 73: „O daß ich dieses verfluchte Kind (Luzern) schonen ließ!" Ochsner bringt die rasenden Maßlosigkeiten Stygers mit dessen Trunksucht in Zusammenhang. Vgl. 535.

[38] Faßbind, 85.

Herzog. Auch er war ein erregbares Gemüt, doch weicher und nicht von der maßlosen Leidenschaft des Schwyzerpaters. Sein Abt schreibt über ihn: „Er hatte ein leitbares Temperament, obschon auch dieses zuweilen die Hitze bemeisterte". [39] Marianus Herzog führte die Sache Einsiedelns mehr gedrängt von den Landsleuten als aus eigenem Antrieb, und war verhältnismäßig leicht wieder eingeschüchtert. Nach der Besetzung des Etzels verlor er bald den Mut, als er einsehen mußte, daß ihm keine Hilfe zuteil wurde. Er hatte mehr momentanes Ungestüm als durchhaltenden Willen. „Jede auf Kriegskunde begründete Bedächtigkeit schien ihm, wo nicht Verrat, doch Gleichgültigkeit und Furcht, und er war unbedachtsam genug, das Ansehen und Zutrauen der Offiziere so zu schwächen, daß niemand neben ihm den Oberbefehl über Einsiedler teilen wollte." [40]

Die beiden Geistlichen waren Reding, jeder auf seine Art, lästig und verdrießlich. In Marianus Herzog hatte er beständig eine unerwünschte Kontrolle neben sich. Daß Reding nicht energisch auftrat und sich jede Störung grundsätzlich verbat, ja daß er sich schweigend kränken ließ, ist nur so zu erklären, daß es ihm, dem von Geistlichen Erzogenen, aus Achtung vor dem Ordenskleid gar nicht in den Sinn kam, dem Feldpater im Moment zu widerstehen. [41]

Die Offensive.

Dem Beginn der Kampfhandlungen ging ein Wechsel von Proklamationen voraus. Beredt und mit unverhüllter Drohung empfahl Schauenburg nochmals die Unterwer-

[39] Stiftsarchiv Einsiedeln, A. H B 75, zit. P. Norbert Flüeler, P. Marianus Herzog.

[40] Lusser, 42.

[41] Vgl. Prometheus III, 62.

fung: „Auf der einen Seite Friede und Glück, auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten. Wählt, noch habt ihr Zeit dazu. Wählt, aber geschwind!" [1]

Die demokratischen Kantone riefen ihrerseits die übrigen Orte an:

„Nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit. Wir erkennen keinen Herrn als jenen Gott, der über uns ist. Wir tragen keine Fesseln als jene sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre. Kein Joch ruht auf unserm Nacken als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auferlegen. In unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volkes, dessen Herrschaft zu respektieren die franz. Republik oft so fälschlich versprochen hat. Wer von Euch von dem gleichen Feuer begleitet ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit. Der reihe sich in unsere Reihen ein, und Freiheit, wahre Freiheit soll die süße Frucht seines heldenmütigen Entschlusses sein. Teuerste Brüder, siegen werden wir, wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht. Der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen."

Der Angriff sollte in vier Kolonnen erfolgen. Der linke Flügel hatte über den Brünig ins Berneroberland bis gegen Thun vorzustoßen. Das Zentrum unter dem Landeshauptmann Reding sollte Luzern nehmen und zusammen mit den unter General Andermatt von Zug aus vorrückenden Gruppen Aarau bedrohen. Der rechte Flügel, hauptsächlich aus Glarnern zusammengesetzt, unter dem Kommando von Oberst Paravicini, hatte die Aufgabe, mit einem schwyzerischen Zuzug an beiden Ufern des Zürichsees bis nach Zürich vorzudringen und von dort aus die Operationen des Zentrums zu unterstützen.

Dieser, wahrscheinlich von Reding selbst stammende Kriegsplan ist vielfach getadelt worden. Durch die Verzettelung der Streitkräfte sei zum vornherein ein wirksamer Angriff unmöglich geworden. Es verquickte sich aber in diesem Plan, was bisher zu wenig gewürdigt wurde, militärische mit politischer Ueberlegung. Geben

[1] Vgl. für beide Proklamationen Gander, 211—212, und Strickler, Bd. VII.

wir über das Aktionsziel der Offensive einem Mitglied des Kriegsrates das Wort.

Werner Hettlingen, Hauptmann und Befehlshaber der Geschütze, schreibt in seinen Erinnerungen über die Erwartungen, die sich mit dem Kriegsplan verknüpften:[2]

Man nahm an, daß Paravicini sich im schlimmsten Fall defensiv mehrere Tage würde halten können — Zeit genug für eine große Zahl Landleute, aus dem Appenzell, Sargans, aus dem Rheintal, Uznach und Gaster zu den Glarnertruppen zu stoßen und sie zu vermehren.

Während dieses Widerstandes würde das Expeditionskorps im Haslital Gelegenheit gefunden haben, die Haslitaler zu begeistern: „ein frisches, munteres, schönes Volk, ziemlich stark an der Anzahl und wohlbewaffnet". Der deutsche Berner sei gut gesinnt gewesen und würde sich der Bewegung angeschlossen haben. Entlebuch, so folgert Hettlingen weiter, würde die neu aufkeimende Hoffnung aufgenommen und ganz Luzern, das immerhin „noch auf günstigen Wind lauerte", mitgerissen haben.

Auf diese Weise hoffte man die Tätigkeit von Schauenburgs Armee lahm zu legen; denn die Franzosen wären den durch die Erhebung der verschiedenen Landschaften geschaffenen Armeen nicht gewachsen gewesen und hätten auf einen Angriff auf das Zentrum Schwyz verzichten müssen. Die radiale Ausdehnung der Schwyzertruppen verfolgte als Hauptzweck, möglichst viele unzufriedene Landleute für die Sache des Aufstandes zu gewinnen und erst mit dieser neu gebildeten Macht sich mit den Franzosen zu schlagen.

In diesen Erwartungen täuschte sich der Kriegsrat vollständig. Die Obwaldner bewilligten zwar, nach einigem Sträuben, den Durchmarsch und schlossen sich auf einer eiligst zusammenberufenen Landsgemeinde den aufständischen Kantonen an.[3] Der Brünig war somit im Besitze des linken Flügels. Es gelang den aus Schwyzern, Glarnern, Urnern und Unterwaldnern zusammengesetzten

[2] Hettlingen, 54—55 ff.

[3] Faßbind, 49 ff.

Truppen unter dem Glarner Major Hauser, am 28. April ungehindert ins Haslital vorzudringen. Der Zulauf der Landbevölkerung blieb indes aus. Die Truppen rückten weder weiter vor, noch warben sie um Hilfe bei der bernischen Bevölkerung. Untätig zuwartend blieb man in der Gegend sitzen, bis schlechte Nachrichten nach Hause riefen.

Auch dem Zentrum unter Reding fiel der Erfolg ohne Blutvergießen zu. Luzern kapitulierte am Morgen des 29. April. An der Spitze seiner Truppen ritt Reding in die Stadt ein. Luzern mußte sich zur Aufhebung der Getreidesperre, zur freien Wahl einer Verfassung, zur Entwaffnung und einer Kriegskontribution verstehen. Aber die Eroberer wußten selbst nicht, ob sie sich in einer Freundes- oder Feindesstadt befanden. Auf das erstere deutete die Sorglosigkeit, mit der sie in den Gottesdienst liefen und die Sorge um ihre gesamten Waffen einigen Schildwachen überließen. Aber nach dem Kirchgang ließen sie ihren Siegesrausch aus. Die Freiheitsbäume hieb man um. Unter Lachen, Jauchzen und dem Singen des alten Liedes: „Wilhelm, wo bist du, o Telle, voll Heldenmut und Blut", zog man in der Stadt herum. [4]

Alois Reding und mit ihm der Kriegsrat, denen die Truppen bei der sehr gelockerten Mannszucht aus der Hand glitten, ersuchten P. Paul Styger, die Wegführung der Kanonen aus dem Zeughaus zu überwachen und Unordnung zu verhüten. [5] Styger drang bei dem erhitzten Volk nicht durch. Er hatte sich beim Einzug in Luzern wie der wildeste Husar aufgeführt und die Leute angetrieben, sich auf Kosten der Stadt in den Wirtshäusern gütlich zu tun. [6] Nun konnte die Mannschaft sein Ab-

[4] Id. 54. Dommann H., Vinzenz Rüttimann (Gfr. Bd. 77).

[5] Ochsner, 36.

[6] Ochsner, 26. Der bekannte Spruch Stygers: „Nehmt, Kinder, alles ist Euer", läßt sich nur verstehen als Aufforderung, in den Wirtshäusern wohl zu leben, aber nicht als eine Aufmunterung, das Zeughaus auszurauben.

mahnen im Zeughaus nicht mehr recht verstehen.[7] Mit dem Abführen der Kanonen wurde das Zeughaus vollständig ausgeplündert. Der Raub wurde über den See verfrachtet. Mit Wirtshausbesuch verfloß der Tag.

Da der rechte Flügel unter Paravicini sich durch hervorragende Untätigkeit auszeichnete und abwarten wollte, wie der Vormarsch gegen Aarau ausfiel, hing alles von der Kolonne ab, die von Zug aus unter General Andermatt ins Freiamt vorrückte. Das erste Zusammentreffen dieser Kolonne mit dem Feind mußte über die übrigen militärischen Bewegungen entscheiden.

Schauenburg, der von der helvetischen Regierung zu Hilfe gerufen war, hatte zur Hauptsache zwei Brigaden zur Verfügung, Jordy und Nouvion. Der Brigade Nouvion war die Aufgabe zugeteilt, vom linken Aareufer aus, über Zürich, Truppen an beiden Ufern des Zürichsees hinaufzuschieben und dann gegen Einsiedeln vorzudringen. Sie stieß bei ihrem Marsch gegen Mellingen, bei Hägglingen, in der Nähe Lenzburgs, auf die Abteilung Andermatts. Dieses bescheidene Gefecht zwischen den Franzosen und den Innerschweizern, bei denen der befohlene Angriff Andermatts in kläglichem Ausreißen endete, löste dessen Schar auf. Zug ging verloren und wurde ohne Widerstand von der Brigade Jordy genommen, die befehlsgemäß von Zug und Luzern her angreifen sollte.

Die Nachricht vom Fall Zugs erschreckte den in Luzern befindlichen Reding. Er sah vor sich die Gefahr, abgeschnitten zu werden, und zog sich noch am Tag der Einnahme von Luzern zurück, trotz dem Widerspruch von P. Paul Styger, der mit Hilfe der andern Truppen in

---

[7] Ochsner, 37. Das Volk anerkannte den guten Willen Stygers, wollte es aber in Luzern mit dem Zeughaus nicht gehen lassen wie in Bern etc., und setzte sich über den Pater hinweg. Damit übereinstimmend die bei Ochsner zit. Quellen, S. 26; irrtümlich Secretans Annahme, Styger habe sich über den Befehl Redings hinweggesetzt.

Schwyz am liebsten die Franzosen zwischen zwei Feuer genommen und von Luzern aus einen Flanken- oder Rückenangriff ausgeführt hätte.

Reding wollte den waghalsigen Rat nicht befolgen. [8]

Die Verteidigungsstellung.

Zur weitern Beratung der Lage traf sich Reding mit dem Kriegsrat in Arth. Der ursprüngliche Kriegsplan mußte eingeschränkt werden auf die Verteidigung des Landes Schwyz. Es war aussichtslos, noch auf irgendwelche auswärtige Hilfe zu rechnen.

An Paravicini ging die Weisung, seine Stellung bei Wollerau - Rapperswil - Pfäffikon - Lachen zu halten. Die Haslitaler Truppen wurden heimgerufen. Ueberall an den Grenzen des Landes, an den Bergübergängen St. Jost und Schornen, an den Durchgangsstraßen längs des Zugersees, bei St. Adrian, auf der rechten Seite, bei Küßnacht und am Kiemen, sowie am Strick auf der linken Seite des Sees, sollte in fester Stellung der Feind erwartet werden.

Die Franzosen wollten in einem dreifachen konzentrischen Angriff von Luzern, Zug und dem obern Ufer des Zürichsees aus Schwyz angreifen. Am Kiemen und bei Wollerau entspann sich der Kampf zuerst.

Das Gefecht am Kiemen.

Die Wegenge vor Arth, der sog. Strick, war durch Abgraben an der See- und Bergseite und die Anlage von Verhauen zu einer festen Schanze verwandelt. Vor ihm befand sich, am weitesten gegen den Feind vorgeschoben, in Küßnacht die Abteilung Fäßler. Auf die Kunde vom Anrücken der Franzosen ließ Kommandant Fäßler Sturm läuten und besetzte eine Höhe bei der Tellskapelle. Das

[8] Ochsner, S. 31—32.

Signal der Gefahr erweckte bei seinen Leuten, wie sich das im Verlaufe dieser Kämpfe stets nachweisen läßt, laute Ausbrüche von Kampfesfreude. „Ein gräßliches Jauchzen der mutvollen Krieger erscholl." [1] Im Gegensatz dazu verrieten die Offiziere, mit Ausnahme von Aufdermaur und Augustin Schuler, Furcht und Mutlosigkeit. Fäßler gab den Befehl zum Rückmarsch nach Arth.

Bei dieser Truppe befand sich als Feldpater der Kapuziner P. Paul Styger. Er war zufällig kurze Zeit abwesend und nahm bei seiner Rückkehr nach Küßnacht mit namenloser Erbitterung wahr, daß Küßnacht aufgegeben wurde. Seine Entschlossenheit rettete die Lage, wenn sie auch anderseits den Zwiespalt zwischen Offizieren und Mannschaft vertiefte.

„Wie geflogen in meiner Kapuzinerkleidung, — mein Pferd ritt der Kommandant selbst, weil er kein eigenes anzuschaffen vermochte —, holte ich nächst Arth das entführte Volk ein. Da galt es nicht für die Kurzweil, da ich diesen Schurken traf; so betitelte ich ihn vor dem ganzen Volke." [2] Der Erfolg dieser Beschimpfung wäre dann auch beinahe der gewesen, daß der Kommandant Fäßler von seinen eigenen Leuten erschossen wurde.

Styger beruhigte sich mit diesem Ausbruch seiner Entrüstung nicht. Er verlangte vom Kriegsrat in Arth die Unterstützung der verzweifelten Küßnachter. Mit zirka 120 Scharfschützen schiffte er sich ein und besetzte mit weiteren hundert geflüchteten Freiämtlern, Bauern aus Cham und Risch, die waldige Landzunge des Kiemen. So konnte in der Nacht des 30. April ein überraschender Angriff der Franzosen zurückgeworfen werden.

---

[1] Faßbind, 85.

[2] Ochsner, S. 44. Vgl. Faßbind: „Er schalt den Kommandant vor allem Volk einen meineidigen Schurken, und beinah hätte er mit seinem Sabel, den er immer an der Seite trug, einen Zweikampf mit ihm gewagt."

In den Morgenstunden des 1. Mai setzten die Franzosen mit bedeutenden Kräften den Angriff wieder an und trieben die Verteidiger am Kiemen nach Immensee zurück. Wiederum schlug ein spontaner Akt zu ihrer Rettung aus: Von Arth eilte ihnen eine Abteilung Schwyzer, gegen den Willen der Offiziere, zu Hilfe. Die Franzosen wurden in die Flucht geschlagen, trotz großer Uebermacht. Die Unerschrockenheit des Feldpaters war den Truppen ein Beispiel. Auf seinen Ruf: „Vorwärts, Brüder!", warfen sie den Feind im letzten Ansturm.

Bei der Tellskapelle feierte man den Sieg. Stygers Erinnerung an die Geßlerzeit rührte alle. „Man weinte, und mit den Tränen stiegen Gebete zum Himmel um Hilfe und Beistand, und aufs neue wurde beschlossen, zu siegen oder zu sterben." Inzwischen hatte sich hinter Stygers Rücken ein Stimmungsumschwung vollzogen. In Küßnacht beschimpfte und bedrohte man ihn. Auch seine Leute an der Tellskapelle hielten der sich schnell ausbreitenden Unsicherheit nicht stand und marschierten auf Arth zurück. „Styger brannte vor Zorn und hunzte Hauptmann Büeler bis auf Arth erbärmlich aus, ohne daß er Mutz sagen durfte." [3]

Als ob er der eigentliche Kommandant wäre, beachtete P. Styger den Befehl, am Strick Halt zu machen, nicht und trat mit zwölf Scharfschützen vor den Kriegsrat, den er mit Anklagen überhäufte. Er warf den Mitgliedern vor, der Kriegsrat habe ihm weder die verlangten Hilfstruppen, noch Proviant und Munition geschickt. Sie seien zu einem dritten Kampf in bester Verfassung gewesen. Warum man sie zurückrufe? Dem Kriegsrat verschlug es ziemlich die Sprache. Die zwölf Scharfschützen und der drohende Ton taten das ihre. Mit Donnerstimme erklärte Styger, er werde mit dem Säbel, den er trage, jeden als Vaterlandsverräter niederhauen, sofern er nur die ge-

[3] Vgl. für diese und die folgenden dramatischen Szenen die Darstellung bei Faßbind s. 90 ff.

ringste Spur von Verräterei bemerke. Die Räte wollten ihn durch eine Einladung zum Nachtessen besänftigen. Er speise, erwiderte er, mit rechtschaffenen Männern, die wie Löwen gestritten hätten, zu Nacht. Morgen werde man sich wiedersehen.

Der Kriegsrat verspürte dazu keine Lust und machte sich in der Nacht aus Arth davon. Das aufgegebene Küßnacht fiel am 1. Mai in die Hände der Franzosen.

Das Gefecht bei Wollerau.

Die am rechten Ufer des Zürichsees vorstoßenden Aufklärungstruppen Nouvions fanden Rapperswil unbesetzt. Die glarnische Besatzung war in der Nacht auf den 30. April abgezogen. Bei Wollerau dagegen entwickelte sich das Gefecht gegen die Hauptstellung Paravicinis. Der französische Angriff wurde in einem tapfern Gegenangriff der Glarner bis nach Richterswil zurückgeworfen. Dort fiel an der Spitze seiner Kolonne Hauptmann Hauser aus Näfels. Die führerlosen Truppen, von den französischen heftig bedrängt, gingen zurück. Zur selben Zeit wurde Oberst Paravicini im Kartätschenfeuer leicht an der Hand verwundet. Es sah sehr nach Flucht aus, als der Kommandant davonritt, um sich die Schramme im Schloß Pfäffikon verbinden zu lassen. [1] Niemand führte in der Zwischenzeit das Kommando; aber sein Wegreiten war unter den Truppen bemerkt worden, und sie folgten ihrem Führer in die Sicherheit. Dabei spielte die Furcht mit, daß man ihnen von Rapperswil aus den Rückzug verlegen könnte.

Die ganze Stellung am Obersee, die den Durchgang gegen Schindellegi und gegen Glarus hinauf schützen sollte, wurde nach kaum andeutungsweiser Verteidigung preisgegeben.

---

[1] Paravicini wurde dafür später von seinen eigenen Leuten Treulosigkeit „vorgerupft". Faßbind, S. 76.

Als Verteidigung blieben nur die Einsiedler unter Pfarrer Marianus Herzog auf dem Etzel und die Abteilung Schilter, welche die Höhe von Schindellegi besetzt hielt.

Die Einsiedler waren schon am 29. April mit vierhundert Mann, mit vier Kanonen und fast ohne Munition auf den Etzel gezogen. Sie, wie der nach Schindellegi dirigierte Hauptmann Schilter, bildeten den linken Flügel von Paravicinis Stellung. Aber Paravicinis Anordnungen waren sehr unzweckmäßig. Mit seiner eigenen Artillerie wußte er wenig Bescheid. Die Geschütze der Schwyzer wurden unvorteilhaft aufgestellt. An Pfarrer Marianus Herzog erteilte Paravicini überhaupt keinen Befehl. Statt anzuordnen, daß die Truppen Schilters die Glarner auf der Flanke unterstützten, erhielten sie den Befehl, sich aus der Kampfzone gegen Hütten zurückzuziehen. Als Marianus Herzog auf Befehlsausgabe beharrte, stellte ihm Paravicini das weitere Verhalten frei.

Bei Ausbruch des Gefechtes in Wollerau handelte der Pater denn auch nach eigenem Ermessen. Er schickte zwei Kanonen gegen den Feind vor und ritt selber nach Einsiedeln zurück, um den Landsturm aufzubieten. Seine Anstrengungen waren umsonst. Als er mit beträchtlichen Unterstützungen auf das Schlachtfeld zurückkehrte, befand sich niemand mehr da.[2] Nach einigem Zögern kehrten alle nach Einsiedeln zurück.

Redings Inspektionsritt.

Am Abend des 30. April befand sich Reding noch in Arth. Er scheint den Auftritt im Kriegsrat mit dem aufgebrachten P. Paul Styger nicht miterlebt zu haben.[1] In

[2] Marianus führte noch die von Luzern zurückkehrenden Einsiedler Mannschaften samt zwei bei Schindellegi verlassenen Schwyzerkanonen mit. Faßbind, S. 72.

[1] Weder Zschokke, der sonst über alle Vorgänge weiß, die mit Reding in Zusammenhang stehen, noch andere Quellen erwähnen Reding in diesem Zusammenhang.

der Nacht ritt er weg, um die Truppen in ihren verschiedenen Stellungen aufzusuchen. Er ritt nach Schornen und St. Jost und sandte von Rothenturm aus einen Brief an die Kriegskommission in Schwyz:

„Bei meiner Ankunft in Rothenturm vernahm ich zu meinem größten Leidwesen, daß alle unsere Hilfsvölker unterm Kommando von Herrn Oberst Paravicini im Verdruß die Höfe verlassen und ihren Rückzug bis Lachen genommen haben sollen. In dieser äußerst traurigen und unglücklichen Lage wußte ich nichts Besseres zu tun, als das siebte Piquett nebst den Einsiedlern nach dem Etzel und nach Schindellegi und das erste und vierte Piquett nach St. Jost zu beordern. Die Urner besetzten die Schornen. Ob noch einige Möglichkeit vorhanden, unser geliebtes Vaterland mit unsern eignen schwachen Kräften zu retten, das weiß der liebe Gott. Indessen will ich alle meine Kräfte anspannen, das Vaterland, wenn möglich, zu retten. Heute Nacht muß ich unumgänglich notwendig mit dem Kriegsrat beratschlagen. Also erwarte solchen unfehlbar am Rothenturm bis spätestens Abends 7 Uhr." [2]

Im Kriegsrat fehlte es um jene Zeit an jedem planvollen Handeln. Man verwendete die vorhandenen Truppen zu keiner Aktion. Auf dem Roßberg ließ man ein Bataillon sitzen, bis die Mannschaft ungeduldig begehrte, den in Not geratenen Brüdern bei Schindellegi und bei Arth zu Hilfe zu kommen. Viel böses Blut machte es, daß Hauptmann Schilter auf Befehl Paravicinis mit seinen 700 Mann auf eine Anhöhe von Schindellegi zog und dem Gefechte ruhig zusah. Oft, wenn eine streitlustige Truppe im Feld untätig dem Kampfe entzogen war, kehrte sie im Gefühl des Verrates die Waffen gegen ihre eigenen Offiziere. Es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß die schwere Verwundung Schilters, an der er bei Rothenturm starb, nicht von den Franzosen herrührte. Völlig eindeutig ist dagegen der Fall des Kriegsrates Major Benedikt Bellmont, der in der Nacht des 1. Mai, als er vom Kriegsrat in Rothenturm zu seinen Truppen zurückritt, erschlagen wurde. [3]

---

[2] Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 7.

[3] Ueber die nähern Umstände dieses Mordes bestehen die verschiedensten Versionen. Faßbind, S. 93, behauptet, daß sich Bellmont

Die Gerüchte von Verrat und die mißtrauische Gereiztheit erhielten weitern Stoff durch das Verhalten der Hilfstruppen. Die Urner nahmen zum größten Teil am Kampf nicht teil. Die in Brunnen ausgeschifften 400 Unterwaldner ließ man mit der Ausrede nicht weiter, sie seien nicht mehr nötig. Das Kontingent der Glarner nahm bei seinem Rückmarsch von Meiringen ohne Aufenthalt den Weg durchs Muotatal in die Heimat.

Zudem machte sich überall Mangel an Munition und Nahrung geltend. Die Offiziere erfüllten ihre Pflicht schlecht. Viele verkrochen sich in Wälder, in abgelegene Häuser oder in Schwyz selbst und fanden sich irgendwie abgehalten, ihren Dienst zu tun.

In diesem Zeitpunkt befanden sich die Glarner schon nicht mehr in Lachen. Redings Mahnung an Paravicini, mit seinen Truppen zu den schwyzerischen zu stoßen, konnte ihren Bestimmungsort nicht erreichen. Der Bote brachte die Nachricht zurück, daß die Glarner schon nach Hause gezogen seien.

Der Etzel war inzwischen wieder besetzt worden. Die unruhigen Einsiedler hatten ihren Pfarrer genötigt, nochmals mit ihnen zur Verteidigung auf den Etzel zu ziehen. Reding erhielt von diesem Auszug Nachricht. Er sollte die weitern Befehle geben und Munition schicken. Aber Reding traute Marianus nicht. Er ließ dessen wiederholtes Drängen unbeantwortet. Zuletzt wurde ihm von zwei Einsiedler Offizieren der Vorschlag P. Herzogs gebracht, an der Schindellegi nur die nötigste Besatzung zu lassen, mit der übrigen Mannschaft aber von einer Anhöhe oberhalb Hurden den Franzosen in den Rücken zu fallen. Die

---

mit wichtigen Schriften habe aus dem Staube machen wollen. Angehalten, gab er Feuer und wurde mit Prügeln jämmerlich erschlagen. Von anderer Seite wird gesagt, daß ihn Frauen erschlugen. Vermutlich ist er in der Nacht als verdächtig angegriffen worden. Vgl. Faßbind, 73 und 119. In diesen verschiedenen Mordtaten spiegelt sich die verzweifelte Stimmung des Volkes, das sich für verraten hielt.

kühne Absicht soll Reding mit den Worten abgefertigt haben: „Da ihr einmal den Etzel unter Eurem Pfarrer besetzt habt, so tragt Geduld. Obwohl ich von ihm selbst als einem Schwärmer des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an den Mut und die Treue der Hauptleute von Einsiedeln.“ [4] Enttäuscht kehrten die Boten auf den Etzel zurück.

In Schindellegi angekommen, versammelte Reding, von schweren Sorgen bedrückt, die Abteilung Schilter um sich und hielt ihnen eine Ansprache. Zschokke, der sie uns überliefert, beteuert den echten Wortlaut der Rede, die ein rührendes Zeugnis von der Verbundenheit zwischen dem Landeshauptmann und den Soldaten darstellt, wie sie in altschweizerischer Tradition gelegen ist.

„Bald sind wir am Ziele. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist nur noch die Frage, ob wir zusammenhalten wollen, standhaft und bieder, jetzt wie einst unsere Väter am Morgarten. Unser Los ist der Tod. Fürchtet's einem von uns, so gehe er zurück. Kein Vorwurf wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen einander in dieser Stunde nicht betrügen. Lieber ist mirs, hundert Mann zu haben, auf die ich trauen darf, als fünfhundert, die im Gefecht davon laufen. Ich gelobe Euch, in keiner Gefahr und im Tod nicht von Euch zu scheiden. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schar treten und mir in Eurem Namen das Gleiche geloben.“ „Ja, ja“, waren die Antworten, „wir wollen halten und Euch nicht verlassen.“

Aus diesen Worten tönt eine tiefe Schicksalsergebenheit und die Entschlossenheit des Führers, der mit seiner Truppe jedes Leid teilen will. An Marianus Herzog schrieb Reding einen heute verlorenen Brief, Paravicini sei entwichen und die Franzosen in Lachen. Brüderliches Zusammenhalten sei in der schweren Lage unumgänglich. Daher werde am Abend des 1. Mai in Rothenturm Kriegsrat gehalten. Andern Morgens solle Marianus Herzog dessen Beschlüsse erfahren.

---

[4] Gander, 245.

Die Panik in Schwyz.

Nach dem unglücklichen Kriegsanfang am Zürcher- und am Zugersee verloren im Hauptort alle den Kopf. Es hatte schon vom 14. April bis zum 1. Mai in der schwyzerischen Bevölkerung wie in einem Hexenkessel gebrodelt. Ein Geistlicher, der Beichtvater des Frauenklosters, berichtet als Augenzeuge, daß allgemeine Verwirrung, Wahnsinn und vollkommene Anarchie im ganzen Lande herrschte, besonders, nachdem Paravicini, d. h. ein Reformierter, das Oberkommando übernehmen wollte.[1] Die Empfindung des Volkes gab keinen vernünftigen Ueberlegungen mehr Raum. Ermahnungen wolle man nicht anhören, „damit nicht einige in ihrem Wahnsinn möchten gestört werden", schreibt der geistliche Gewährsmann.

Alles ging unter in der wilden Kampflust, mit der die Schwyzer unter die Waffen traten. Rueff sagt: „Wenn ihre Klugheit dem Mut, der sie belebte, gleichgekommen wäre, so hätte man glauben sollen, sie wollen eine halbe Welt bezwingen."

Nach dem empörenden Abmarsch der Glarner und auf die Kunde der Gefahren bei der Schindellegi, begann der Landsturm zu Schwyz aufzubrechen.

„Junge Knaben, alte Männer, sehr viele Weibsleute mit Knütteln und andern Werkzeugen, teils mit Hellebarden bewaffnet, liefen teils nach Arth, teils gegen den Sattel, wo einige Fremde zu Tode geschlagen wurden, man weiß nicht, waren es Spione oder Wallfahrer. Auch zogen Weibsbilder aus Mangel an Pferden die zwölf in Luzern eroberten Kanonen, ihrer elf bis zwölf vor einem Stuck, von Brunnen nach Schwyz, samt einem Bombenkessel. Es war aber keine Anführung, keine Ordnung. Das Volk — nicht wissend, wo es am meisten Not tat — lief verwirrt durcheinander: der eine da-, der andere dorthin, und weil keine Ordnung war, blieb der größte Teil zurück."[2]

Jede Regierung hatte aufgehört. Der regierende Landammann Weber schloß sich den über den Pragel abziehen-

---

[1] P. Emmerich Rueff, Beichtvater im Kloster St. Peter, Tagebuch, Ms. Einsiedeln, S. 17, und für das Folgende 20.

[2] Faßbind, 91.

den Glarnern an, mit ihm Landvogt Xaver Weber, der Pfarrer zu Steinen u. a. Alt Landammann Karl Reding flüchtete unter einem Vorwand nach Brunnen und von dort über den See. [3]

Auch die Geistlichen verließen ihre Posten; die Kostbarkeiten der Pfarrkirche wurden versteckt. Wo noch Gottesdienst gehalten wurde, kam es zu hysterischen Angstausbrüchen. Eine Frau rannte mit dem Geschrei in den Gottesdienst: die Franzosen kämen schon durch die Herrengasse. Gleicher unbegründeter Tumult brach während der Messe in der Kirche des Frauenklosters aus. Wo die weltliche Autorität und die geistliche Leitung verschwanden, trieben Aberglauben und Gerüchte ihre wilden Blüten. Man hoffte auf Mirakel und Wunder. [4] Prophezeiungen von Bruder Klaus wurden herumgeboten. Tausend ausgestreute Lügen und Legenden fanden williges Gehör, wie diese: daß die drei Tellen kommen und retten würden. Oder man sprach von der Auferstehung des vor 90 Jahren hingerichteten Hauptmann Stadler, der als der große Helfer angesehen wurde. [5] Schließlich kam es so weit, daß eine Prozession auf sein Grab zog, unter Anführung eines halbverrückten Mannes, Andreas Bellmont — desselben, der ein Muttergottesbild mit Gewalt aus dem Frauenkloster entfernte, damit, von Weibern und Kindern begleitet, herumzog und dem Volke predigte.

Jedes Band der Ordnung war gelöst, panische Angst und Wut hielt alle im Bann. Von verständigen Anweisungen an die Bevölkerung oder gar von einem geordneten Nachschub von Munition und Proviant an die Truppen war selbstverständlich unter diesen Umständen keine Rede. Es muß überhaupt wundernehmen, daß das schwyzerische Kriegsvolk, trotz dem Wirrwarr in seinem Rücken, am 2. und selbst noch am 3. Mai aushielt und tapfer und unentmutigt dem Feinde widerstand.

---

[3] Faßbind, 58.

[4] Rueff, 34.

[5] Gander, S. 263; vgl. über Hptm. Stadler, Nabholz, S. 31.

Der Kriegsrat am Rothenturm.

Von diesen Stimmungen im Hauptort genau unterrichtet, rief der Landeshauptmann schweren Herzens den Kriegsrat zusammen. Reding sah sich von unüberwindlichen Schwierigkeiten umstellt. Das Heer der Schwyzer war auf ca. 4300 Schwyzer, ca. 800 Einsiedler und Höfner und etwa 150 geflohene Landleute von Aegeri, Risch etc. zusammengeschrumpft. Munition war nur in ungenügenden Mengen vorhanden. Die Stimmung der Soldaten ihren Offizieren gegenüber war ausgesprochen schlecht, die urnerische Hilfsmannschaft unzuverlässig, die Regierung aus Schwyz geflohen, das Volk in Aufruhr und Chaos. Der Landeshauptmann selbst konnte nicht völlig auf die Truppen zählen, — da unter dem Einfluß von Marianus Herzog und namentlich des eigenmächtigen und wenig zurückhaltenden P. Paul Styger Verdächtigungen aller Art unter dem Kriegsvolk umgingen, die mehr vermochten als Anordnungen schwankender Offiziere, sowie des verzagten Kriegsrates. Wie sollte der Befehlshaber sein kleines, halb meuterndes Heer zur Verteidigung aller schwachen Punkte längs der Landesgrenze, bei Arth, bei Morgarten, bei den Pässen von Schornen und St. Jost, bei Etzel und Schindellegi auseinanderreißen und der beinahe vierfachen Uebermacht der Franzosen widerstehen?

Der Kriegsrat in Schwyz stritt zuerst hoffnungslos mit den Urnern, wohin ihre auf 800 Mann vermehrten Truppen gestellt werden dürften. Am wichtigsten wäre gewesen, sie alle nach Schindellegi zu werfen. Im Notfall hätte man sich bei dieser Truppenverlegung auch mit dem zweiten Kontingent von Uri begnügt, zirka 400 Mann. Jedoch die Urner sträubten sich gegen alles. Sie zwängten durch, obwohl die Schornen — ohnehin der sicherste und gefahrloseste Abschnitt der Verteidigung — hinlänglich mit vierhundert Mann der Ihren besetzt war, daß auch die zweiten 400 auf Schornen gelegt wurden. Man müsse alle 800 bei-

einander haben.[1] Entgegen der Absicht Redings konnte nun das wichtigste Einfallstor nicht genügend besetzt werden.

Reding konnte es nicht verantworten, daß mit zu schwachen Kräften, wobei er den offizierslosen Einsiedlern wenig Vertrauen entgegenbrachte, die exponierte Stellung Etzel-Schindellegi gehalten würde. Man beschloß daher zu Rothenturm, diese Verteidigungsstellung aufzugeben und sich auf die innere Verteidigungslinie zurückzuziehen. Der Preis des Rückzuges war Einsiedeln. Da erschien, völlig unvermutet, Marianus Herzog selbst im Kriegsrat. Die verdrießliche Mannschaft hatte Marianus bestürmt, sich selbst nach Rothenturm zu begeben, da man den ungewissen Beschluß des Kriegsrates nicht abwarten wollte. Bereits war der Rückzug beschlossene Sache, als der eifernde Pfarrer von Einsiedeln Einspruch erhob. Mit der Räumung des Etzels sei die Niederlage des Kantons besiegelt. Mit harten Worten erklärte Herzog die Beratung für unnütz. Sie verrate unnötige Furcht. Man solle sich bei Schindellegi halten. Er erinnerte an das erste Gefecht vom 30. April, wo es 200 Glarnern gelungen sei, die Franzosen bis nach Richterswil zurückzuschlagen. Den mutigen Einsiedlern könne man es verdanken, daß die Franzosen aufgehalten wurden. Wie viel mehr, meinte der Pater, hätte gewonnen werden können, wenn nicht Schilter mit seinen Schwyzern, wenn nicht Paravicini mit der Artillerie und seinen Truppen dem Gefecht fern geblieben wären.[2]

Tatsächlich erreichten diese zornigen Worte und die Aufzählung der Einsiedler Taten den Zweck, die beschlossene Räumung der ersten Linie wieder zur Diskussion zu stellen. Reding, Major Bellmont und die andern

---

[1] Eine ausführliche Darstellung dieses Streites und des weitern Verhaltens der Urner siehe Hettlingen, 58 und 66 ff.

[2] Faßbind 104. — Der Gedankengang des Paters war zweifellos richtig, indes konnte nach dem Abzug der Glarner die erste Linie unmöglich mehr gehalten werden.

Mitglieder des Kriegsrates beharrten auf ihrer Ansicht, Etzel und Schindellegi preiszugeben. Die zugezogenen Kriegsräte, mit nur beratender Stimme, stellten allerdings vor, daß man an den Angehörigen der Höfe und Einsiedelns durch Preisgabe einen Eidbruch begehe. Jedoch Reding, der die Lage militärisch überblickte, wollte nicht nachgeben. Auf eine Frage an Herzog, ob er zur Verteidigung des Etzels entschlossen sei, antwortete der Priester, daß sie alle bereit seien, für Vaterland und Religion zu sterben. Er nannte aber dafür vier Bedingungen: Die Verteidigung von Schindellegi, Altmatt und Enzenau — ferner, daß man ihnen einen erfahrenen Offizier zur Verteidigung des Etzels, genügend Munition und etwa 40—70 Scharfschützen zur Besetzung der weitläufigen Bergkette schicke. Reding antwortete darauf ausweichend, daß er oder ein anderer Offizier am nächsten Morgen auf den Etzel kommen werde.

Die auf diese Unterredungen bezügliche Stelle im Protokoll des Kriegsrates lautet: „Vor abgehaltener Kriegskommission den 2. Mai 1798 mit Zuzug der Kriegsräte vom löblichen Stand Unterwalden, Glarus und Pfarrherrn Marianus Herzog von Einsiedeln. Nachts um 1 Uhr erkennt und beschlossen, daß man die Grenzen und unseres eigene Land zu verteidigen entschlossen, somit die von Einsiedeln den Etzelposten, die Unsrigen aber die Schindellegi und die übrigen Grenzposten besetzen und verteidigen wollen."[3]

Von den Bedingungen der Einsiedler ist hier nichts erwähnt. Eine Einigung darüber fand offenbar nicht statt. Redings Zusage, daß am nächsten Morgen ein Offizier auf den Etzel kommen werde, wäre unter diesen Umständen eher als eine Prüfung der Lage vor weitern Maßnahmen zu verstehen. Jedenfalls wollte keiner von den Offizieren gern neben dem heftigen Pfarrherrn von Einsiedeln kommandieren, am wenigsten ein Schwyzer. Dagegen bestätigt das Protokoll das gegenseitige Einvernehmen, daß die Einsiedler auf eigene Faust den Etzel halten wollten und daß

[3] Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 21.

die Schwyzer ihrerseits die Schindellegi verteidigen würden.

Die bedrückte Stimmung dieses Kriegsrates, der gern seine Verantwortlichkeit losgeworden wäre, verrät der weitere Beschluß des Protokolls, daß sämtliche Ober- und Unteroffiziere mit Zuzug von vier durch das Volk gewählten Räten beraten sollten, ob sie angreifen wollten oder nicht. „Uebrigens wird allen väterlich angeraten, wegen unserer Schwäche sich verteidigungsweis zu halten."

Von dieser Geistesverfassung der obersten Kriegsleitung konnte Marianus Herzog, auch wenn die genannten Umstände nicht existiert hätten, keine Initiative erwarten. Die alte Abneigung gegen das Stift Einsiedeln von seiten einiger Kriegsräte hatte leichtes Spiel, umso leichter, als der Kriegsrat die sachlichen Schwierigkeiten, welche sich der Erfüllung von Herzogs Wünschen entgegenstellten, als unlösbar betrachtete.

Aufgabe des Etzel und Rückzug.

Morgens 2 Uhr ging der Rat auseinander. Auf dem Heimritt wurde, wie erwähnt, Major Bellmont erschlagen.[4] Für Reding brachte die Nacht viele Kränkungen und Bitterkeiten.

Er ritt eine Weile mit Marianus Herzog den gleichen Weg nach Schindellegi, als ihnen ein Soldat begegnete, der Reding die schwersten Vorwürfe machte, weil es die Offiziere nicht mit dem gemeinen Manne hielten. Niedergeschlagen und erbittert wandte sich Reding an den Pfarrer: „So geht es auf St. Jostenberg, so gehts an allen Orten. Die Gemeinen trauen und gehorchen den Offizieren nicht; wer will da kriegen?" [5]

---

[4] Bellmont, 13, berichtet unrichtig, daß Bellmont auf dem Hinweg zum Kriegsrat getötet worden sei.

[5] Faßbind, 106.

Ein Eilbote kam darauf von Rothenturm hinter ihnen her mit der schlimmen Nachricht, daß Küßnacht kapituliert habe, worauf Reding wieder nach Rothenturm ritt, offenbar in der Hoffnung, sich dort noch mit einigen Kriegsräten besprechen zu können. Aber in der Nähe des Dorfes wurde er von dem alten Vater P. Paul Stygers angehalten und sogleich beschimpft, als ob der Landeshauptmann hätte fliehen wollen. „Du hast kein besseres Blut als ich und meine Kinder, ich, mit drei Buben und zwei Meitlenen wehren uns und wollen für Gott und Vaterland sterben, ehe daß wir uns den Franzosen ergeben." [6]

Die stolze Zuversicht des Pfarrers Herzog sollte bald einen Dämpfer erhalten. Er wurde bei seiner Ankunft in Einsiedeln von den Einsiedler Behörden, dem Ammann Gyr, dem Amtsvogt Birchler und alt Statthalter Benziger unfreundlich empfangen und eingeschüchtert. Einsiedeln sei zur Kapitulation entschlossen, er solle keinen Widerstand mehr leisten. [7]

Herzog konnte so den ungeduldigen und ängstlichen Einsiedlern auf dem Etzel keine Zuversicht bringen; und die Truppe wurde noch geneigter, über falsche und richtige Nachrichten über alles Maß zu erschrecken. Unter den veränderten Umständen galt dem Pfarrer inmitten dieser führerlosen Herde das gegebene Versprechen nicht mehr viel. Viel wichtiger wurde, wie man aus der durch zu große Selbständigkeit entstandenen Gefahr sich herauszog. Herzog erklärte der zusammengerufenen Mannschaft, unter welchen Bedingungen er die Verteidigung des Etzels übernommen habe. Man sei ganz auf sich selbst angewiesen, ohne Unterstützung des Kommandos von Schindellegi; in Einsiedeln stimme man für Kapitulation.

---

[6] Dieser Zwischenfall findet sich nur bei Faßbind, 106, erwähnt, der sich erstaunt zeigt, daß ihn Redings Aufzeichnungen nicht erwähnen.

[7] Faßbind, S. 83.

Es komme nicht in Frage, daß man dem gemeldeten Anzug von 5000 Franzosen widerstehen könne.

Auf diese Eröffnungen hin wollten alle nach Hause. Tatsächlich stand es sehr schlecht unter der Mannschaft: zu wenig Leute, keine Eintracht, kein Kommando, zwar sechs Kanonen, aber nur mit zirka 50 Ladungen.

Der sich auflösenden Truppe galoppierte Marianus Herzog voraus, und auf den Ruf, mit dem er um die Mittagszeit Einsiedeln durchritt: „Fliehe, wer fliehen kann!" flüchtete alles Hals über Kopf. [8]

Reding war inzwischen in ein ernstes Gefecht mit den anrückenden Franzosen verwickelt. Hauptsächlich dank der vortrefflichen Schießfertigkeit seiner Scharfschützen wurde der Feind zurückgetrieben bis gegen Wollerau. In der vordersten Linie befand sich die Abteilung Bellmont, deren Kommando Hauptmann Schilter übernommen hatte. Ihrem ungestümen Kampfgeist fehlte zwar plötzlich der Kommandant. Es hieß: er sei durch Verrat seiner eigenen Leute erschossen worden. [9] Trotzdem drang man heftig vorwärts, sich mit Zuwinken der Hüte und gegenseitigem Zurufen unterstützend. Der zwischen die regellos Vorwärtsstürmenden sprengende Landeshauptmann, der sie mit einem donnernden „Zurück!" begrüßte, wurde schlecht empfangen. Das tiefe Mißtrauen der Leute gegen jede unverstandene Handlung erhob sich auch gegen ihn. Man murmelte von Verräterei. In dem wilden Getümmel gelang es Reding endlich, zu erklären, daß Herzog den Etzel aufgegeben habe, daß die Haufen auf St. Jost schwankten und sofortiger Rückzug die einzige Rettung sei.

Zur Deckung des Rückmarsches befahl er drei Kompagnien. Reding sprach den Offizieren Mut zu: ein entscheidender Schlag solle noch gewagt werden. Sie erhielten Befehl, nach dem Uebergang über die Sihl die Brücke abzubrechen, dann in den Gebüschen und Wäldern

---

[8] Id. 111.

[9] Bellmont und im Folgenden, S. 15.

bei Rothenturm verborgen Stellung zu nehmen. Wenn die Fahne in Rothenturm als Zeichen aufsteige, sollen sie aus dem Hinterhalt hervorbrechen und dem Feind in die Flanke fallen. Senke sich die Fahne aber, so hätten sie die Aufgabe, Schwyz zu decken. [10]

Das Gefecht am Geißmoos und bei Rothenturm.

P. Paul Styger hatte es nicht lange in Arth ausgehalten. Er eilte den geflohenen Kriegsräten auf den Sattel nach. Unterwegs traf er das zweite Hülfskorps der Urner. Sie gingen langsam wie Saumpferde daher, obwohl die Schwyzer an der Schindellegi in Not waren. Empört schrie der Pater die Urneroffiziere an: ob sie nicht da wären, um zu retten? Es komme ihm vor: man wolle alle Schwyzer mit Fleiß dem Feinde in die Hände spielen. In das verlegene Schweigen der Offiziere spendete die Mannschaft Beifall. [1] Die Kriegsräte in Sattel sahen sein Erscheinen mit Mißfallen. Seine Einmischung, die Zurückverlegung der Truppen von St. Jost nach Rothenturm zu verhindern, mißlang. Um Styger auf gute Art los zu werden, schickte man ihn mit den Leuten, die mit ihm am Kiemen gekämpft hatten, auf Vorposten an den Morgarten.

Nachdem Styger seine Leute am Morgarten aufgestellt hatte, nahm er sich wieder die Bewegungsfreiheit, die seinem unermüdlichen Temperament entsprach. Zuerst sprengte er nach Rothenturm und gab der dort stehenden Mannschaft Unterricht im Gebrauch der Kanonen und der Anlage von Laufgräben. Dann ging es im Galopp auf die Altmatt. Er wollte den Landsturm zu Hilfe holen, um mit ihm die bedrängte Stellung am Etzel zu halten. Aber unterwegs erfuhr er von dem tödlich verwundeten Hauptmann Schilter, wie schlecht es an der Schindellegi stand. Alle Rücksicht vergessend, ließ er sich mit Landeshaupt-

[10] Bellmont, 16.

[1] Gander, 253.

mann Reding, der mit seinen Truppen auf dem Rückmarsch nach Rothenturm war, in heftigen Wortwechsel ein. Er tadelte den Anführer und verlangte unbeherrscht die Rückkehr an die bedrohte Grenze. Die anmaßende Heftigkeit des Paters erbitterte den Landeshauptmann aufs äußerste.

Styger kehrte wieder an den Morgarten zurück. Der Angriff der Franzosen wurde von den Felsen des Geißmoos aus durch schwyzerische Scharfschützen zurückgeschlagen. Ein unterstützendes Bataillon Schwyzer, das von Rothenturm her anrückte, faßte die Franzosen in der Flanke und mit Hilfe der Streitlust der Frauen und der Knüttelmänner trieb man die Franzosen bis gegen Aegeri.

Leider ein Erfolg ohne Wirkung! Denn während hier die Franzosen die Flucht ergriffen, war eine zweite Angriffskolonne — ohne erst einen Angriff auf die felsige Stellung des Schornen zu unternehmen — gegen den St. Jostenberg vorgerückt, wo Hauptmann Hediger mit seinen 700 Mann die Linie kampflos verließ.[2] Fast ohne Widerstand zu finden, stiegen die französischen Schützenlinien gegen Rothenturm hinunter, wo Reding mit der Hauptmacht hielt.

Auf der kleinen Ebene der Altmatt vor dem Dorfe Rothenturm sollte die Entscheidung fallen. Die französischen Massen entfalteten sich vom Jostenberg her und setzten nach kurzem Schützenfeuer — den von Reding gelegten Hinterhalt nicht bemerkend — zum Bajonettangriff an. „Plötzlich schallte", schreibt Bellmont, „die donnernde Stimme unseres Anführers (Reding) zu uns herüber und belebte uns aufs Neue. „Scharfschützen-Feuer" war das Signal zu einem kräftigen Kleingewehrfeuer. Alles begann lebendig zu werden. Aus Ritzen, Fenstern und hinter den Mauern des Kirchhofs hervor stieg ein dicker Pulverqualm. Ein Hagel von Kugeln fiel

[2] Faßbind, 90.

auf die nahenden Scharen. Den Feinden ein Weltgericht, fingen acht auf den Höhen befindliche Kanonen zu spielen an, furchtbar mähend in den feindlichen Reihen."[3] Dreimal erneuerten die Franzosen den Angriff und dreimal wurden sie zurückgeworfen. „Landeshauptmann Reding ritt durch unsere Reihen, führte unser Volk gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern unserer beiden Bataillone ließ er das schon lange gewünschte Sturmzeichen schlagen. Mit einem Mut, der beinahe an Raserei grenzte, brach nun alles auf: mit gefälltem Bajonett, jauchzend dem Feind entgegen. Weder die Menge noch die Kriegserfahrenheit desselben konnten die Unsrigen zurückschrecken. Die Begierde, mit den Franzosen handgemein zu werden, war so groß, daß sie, allen Gefahren und dem fürchterlichen Feuer der vielen Kanonen zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als 800 Schritt festgeschlossen vordrangen, ehe sie den Feind in einer überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges angreifen konnten. Die Franzosen schienen unentschlossen, ob sie fliehen oder widerstehen sollten. Als aber die Unsern von allen Seiten mit gleich festem Schritt und Mut so nahe heran kamen, bis man einander in die Augen sah, war's entschieden. Die Unsern brachen durch ihre Bajonette die feindlichen Reihen. Es erfolgte ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franzosen ergriffen allseits die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum mehr als ein Schuß geschah."[4]

Während der Feind zurückflutete, stieg die Fahne in Rothenturm hoch. Der Hinterhalt fiel auf dieses Signal hin den flüchtenden Franzosen in die Flanken. Auf der Höhe des Jostenberges hatte sich unterdessen die Nachhut von Schindellegi eingefunden und empfing die Franzosen mit einem Kugelregen. Fast wäre Reding die Tat gelungen, die später den Ruhm seines Bruders Theodor in spanischen Diensten bei Baylen begründete, daß das

[3] Bellmont, 18.

[4] Faßbind, 96; vgl. Zschokke, 328 ff.

ganze Korps der Franzosen in die Gefangenschaft des Feindes fiel.

Der Sieg bei Rothenturm war größtenteils das Verdienst Redings. Er hatte in der Erkenntnis, daß bei dieser Schlüsselstellung der entscheidende Kampf sich abspielen würde, vorher nach Schwyz eine Botschaft gesandt: „Das Volk verlangt das Panner und den Landsturm." [5] Jedenfalls kümmerte er sich nicht um die Anweisungen der Kriegskommission, daß man gegenüber den anrückenden Franzosen keine Feindseligkeiten unternehmen solle. [6] Seine Unerschrockenheit, der im richtigen Moment gegebene Befehl zum Angriff, sowie der geschickt gelegte Hinterhalt ermutigten die Krieger und brachten ihnen einen Erfolg auf der ganzen Linie, was dem bloßen Draufgängertum der in jeder Kriegskunst unerfahrenen Bauern niemals möglich gewesen wäre. Pater Styger befand sich während dieser Zeit auf dem Posten am Morgarten. [7] Mit Recht galt daher Reding als Sieger des Tages. Trotzdem war die Lage hoffnungslos. Schauenburg rückte von der Schindellegi her vorsichtig, einen Hinterhalt befürchtend, gegen Einsiedeln. Von hier aus stand ihm der Weg nach Schwyz über die Iberger-, Holz- und Haggenegg offen. Nur eine kleine Abteilung von schwachen Frauen hielt ihn besetzt. Außerdem waren die bei Rothenturm konzentrierten Streitkräfte gänzlich abgekämpft. Die Soldaten sahen mager und eingefallen aus, aufs äußerste erschöpft, seit fünf bis sechs Tagen ohne Schlaf und ohne etwas Warmes zu genießen.[8] Das Versagen eines Etappendienstes, des Nachschubs von Lebensmitteln und Munition, hatte sich verhängnisvoll aus-

---

[5] Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 22. Das in Meiringen gewesene Landespanner war in ununterbrochenen Märschen mit dem Landsturm wieder in Schwyz eingetroffen und von dort auf Redings Befehl sogleich nach Rothenturm weitergezogen.

[6] Id. Fasz. 208, Nr. 20.

[7] Vgl. Ochsner, 62, und die dort zit. Literatur.

[8] Rueff, 37.

gewirkt, ohne daß die schon in den ersten Tagen erhobenen Klagen etwas gefruchtet hätten. [9]

Am 3. Mai sollte sich zwar noch einmal zeigen, welch erbitterten Widerstand die Schwyzer zu leisten verstanden. In zwei Gefechten unterhalb Arth und auf der andern Seeseite bei St. Adrian am Rufiberg wurden die angreifenden Franzosen durch das überlegene Feuer der schwyzerischen Scharfschützen zurückgeschlagen.

Unter dem bei Rothenturm versammelten Volk war indes schon am Morgen des 3. Mai Kunde von einer Kapitulation verbreitet. Als zu allen übrigen Gefahren noch die Nachricht eintraf, daß die Urner den Paß von Schornen verlassen hätten und nach Hause marschierten, beschloß der Kriegsrat am Nachmittag, die Kapitulationsverhandlungen einzuleiten. [10] In seinem Schreiben an den Rat und Landammann zu Schwyz wird der Entschluß mit den Umständen begründet, daß „die Hilfstruppen von Uri sich zurückziehen, so daß wir keine Hilfstruppen mehr haben, und der Feind von St. Josten, der Schornen, der Altmatt, ja allerorten droht." [11]

Schauenburg erklärte sich mit den von den Schwyzern gestellten fünf Kapitulationsbedingungen einverstanden: Religionsfreiheit, Unverletzlichkeit des Priesterstandes,

---

[9] Vom Sattel aus schrieb die Kriegskommission an Landammann Weber: „Doch mehr Tätigkeit in der Proviant- und Munitionskommission, sonst ist alles verloren!" Fasz. 208.

Reding war durchaus von Siegeswillen beseelt. Die Annahme P. Flüelers (S. 190 u. a. O.), Reding habe dem Volke durch „verlorene Gefechte" beibringen wollen, daß es die Kapitulation und damit die Ochsische Verfassung annehmen müsse, geht entschieden zu weit. Sie steht in Widerspruch mit der Tatsache, daß er Instruktionen des Kriegsrates, wie erwähnt, augenscheinlich mißachtete und doch kämpfte. Auch die Auffassung P. Flüelers, daß Reding aus Furcht schwieg, läßt sich mit seiner bezeugten Tapferkeit nicht in Einklang bringen. (Flüeler, 190.)

[10] Vgl. Hettlingens Schilderung der fruchtlosen Verhandlungen mit den Urnern, 66 ff.

[11] Fasz. 208, Nr. 29, Kantonsarchiv Schwyz.

Eigentumsgarantie, Verzicht auf militärische Besetzung des Landes Schwyz, Verzicht auf Entwaffnung der Mannschaft. Die endgültige Beschlußfassung sollte eine außerordentliche Landsgemeinde am 4. Mai vornehmen. Vor der Absendung des Boten an Schauenburg ließ Reding eine Soldatenlandsgemeinde abhalten und fragte seine Truppen, ob sie in der schrecklichen Lage des Vaterlandes nicht einen Waffenstillstand und eine annehmbare Kapitulation haben wollten. In unbeschreiblichem Tumult gingen die Ansichten über die Kapitulation durcheinander.

„Die Krisis der Freiheit glich jener eines Menschen, der mit dem Tode ringt und noch einmal alle Kräfte anspannt, um sie zu erhalten. Die einen schrien: Nein, lieber wollen wir sterben! Andere riefen: wir wollen solange nicht kapitulieren, bis zwei Dritteile von uns umgekommen sind. Das Opfer ist für uns nicht zu groß. Hausväter und solche, die ein sanfteres Gemüt hatten, sagten, daß Sieg oder Tod für uns unnütz sein würden. Wenn sich auch alle aufopferten, so würde das Vaterland doch nicht gerettet, sondern noch mehr verheert werden." [12]

Fast weinend, strich Reding alle Gründe für eine Kapitulation heraus, traf aber bei Hauptmann Alois Frischherz auf entschiedenen Widerspruch.

„Dieser erinnerte das Volk an das Vertrauen auf Gott. Die Feinde seien nicht so mächtig, ein furchtsames, gedungenes Volk. Er rate bei seinem Gewissen und Vaterlandseid, nicht zu kapitulieren, sondern vorzurücken. Nach einem Wortwechsel zwischen den beiden Offizieren sagte endlich Reding: ‚Liebe Landleute, wir wollen das Sichere spielen, uns in die Pfarrkirche verfügen und dort einen kleinen Rosenkranz beten, die Kapitulation auf Genehmigung der Landsgemeinde einstweilen annehmen und morgen dann auf Schwyz ziehen'."

Die Kapitulation der Landsgemeinde vom 4. Mai.

Ganz gegen die Gewohnheit erschienen bei dieser Landsgemeinde alle Landleute in Waffen. Das auf der Brücke aufgestellte Kreuz und der bischöfliche Kommissar im Kreis seiner Geistlichen vermochten die aufgewühlten

[12] Für dies und das Folgende Gander, 268 ff.

Leidenschaften des Volkes nicht zu besänftigen. Auf allen Gesichtern stand Unwille, Gekränktheit und Unzufriedenheit geschrieben.

Nachdem die Kapitulation verlesen war, ergriff der Landeshauptmann das Wort zur Berichterstattung. Er schilderte sein Verhalten, sowie die Uebermacht der Feinde. Nach der Aussage eines Landsgemeindeteilnehmers schien er aus Mücken lauter Elephanten zu machen.[1] Die Schwäche und Unordnung der Schwyzer beschrieb er ganz schwarz und sparte gegenüber P. Paul Styger und P. Marianus Herzog, den er zu Unrecht einen Verräter nannte, nicht mit tadelnden Worten. Zum Schluß riet er, die Kapitulation anzunehmen. Der im Anschluß verlesene Brief eines Geistlichen enthielt die gleiche Empfehlung.

„Bis jetzt war das Volk ruhig geblieben. Als es aber zum Abschließen kam, erhob sich ringsumher ein dumpfes Murmeln, welches mit jedem Augenblicke stieg und zum wildesten Gestoß (Drängen) anwuchs. Es war das letzte gewaltsame Ringen gegen einen Akt, wodurch man seinen (eigenen) Sturz früher oder später vorsehen mußte. Es wurde vieles und langes dafür und dawider gesprochen. Wie die Gemüter, so war der Himmel. Bei hellem Sonnenschein zogen sich Wolken zusammen, die in starkes Donnern und Regen übergingen. Wind und Sturm wechselten ab wie im Herzen des versammelten Volkes. Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze des versammelten Volkes. Das Schreien und Toben war allgemein. Umsonst suchten einige die Ruhe herzustellen. Lange wollte man keinem Rat und keiner Vorstellung Gehör geben. Viele verließen die Landsgemeinde, um ihren Schmerz freier austoben lassen zu können. Diese Verwirrung und dieser Sturm, der alle Beratschlagung hemmte, hatte eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Schwertern, mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk diesen die Mühe zu erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.“[2]

Männer von Arth, die auf ihren Pferden, den bloßen Säbel schwingend, daherſprengten, legten zu noch grös-

[1] P. Rueff, 38. Vgl. auch Faßbind, 107.

[2] Faßbind, auch für das Folgende 108 ff.

serer Verwirrung des versammelten Volkes einen Protest gegen die Kapitulation ein. Nur Chorherr Schuler zeigte sich der bedrohlichen Lage gewachsen. Die Sitte, Geistliche achtungsvoll und mit entblößtem Haupte anzuhören, kam ihm zu Hilfe. Er sprach sachlich und mit der Einfachheit, die den Empfindungen der aufgewühlten Volksseele verständlich waren. Ohne die aussichtslose Absicht zu verfolgen, das Neue mundgerecht zu machen, legte er alles in die Frage: Weiterführung des Krieges oder Kapitulation. Die Angst, die französischen Zusagen würden nicht gehalten, war das Hauptmotiv des Widerstandes gegen Annahme der Kapitulation. Das Mißtrauen sei ohne Grund, wandte Chorherr Schuler dagegen ein; denn während sie hier beratschlagten, wäre es ja der französischen Armee ein Leichtes, die Anhöhen zu besetzen und die schwach bedeckten Geschütze zu erobern. Aber Zeit sei keine zu verlieren. Man habe am Rothenturm ehrenvolle Kapitulation gewollt. Sei man dennoch für Weiterführung des Krieges, so vermöge man ihn höchstens in die Länge zu ziehen. Da aber der Waffenstillstand nur noch wenige Stunden daure, so habe jeder zur Verteidigung des Vaterlandes auf seinen Posten zu eilen. Andernfalls müsse man dem französischen General Bericht geben. Dann würden die Feindseligkeiten gänzlich eingestellt.

Dreimal unterbrach man den Geistlichen, bis er in Ruhe zu Ende sprechen konnte. Bei der folgenden Abstimmung über die Annahme der Kapitulation hob nur ein Bruchteil die Hände. Es ist die Ansicht Faßbinds, daß die Kapitulation keine mehrheitliche Unterstützung fand.

Der Krieg war zu Ende. Die alte Regierung legte am 8. Mai ihre Aemter nieder. Nach der Vorschrift der helvetischen Verfassung wurden am 17. Mai in jeder Kirchgemeinde die Wahlmänner bestimmt, welche die Aufgabe hatten, die neue Regierung zu wählen. Das Volk ging nur mit größtem Widerstreben an diese neue Pflicht. Aber mit echter Bauernschlauheit wählte es lauter

„Herren" in die Behörden, unter andern Alois Reding, mit dem bezeichnenden Ausspruch: „Ihr händ d'Nidle gfrässe, frässed jetzt die blau Milch au!" [3]

Das Schwyzer Volk hatte sich höchst ehrenvoll geschlagen, wenn auch der Drittel von Knüttelmännern unter der kampffähigen Mannschaft keinen besondern Kampfwert besaß und ein weiterer Drittel überhaupt nicht zum Gefechte kam. Die Bewunderung des französischen Generals Schauenburg für den schwyzerischen Mut erging sich in überschwänglichen Tönen: „Par Dieu", äußerte er sich in Zürich, „wenn ich tausend Schwyzerbauern hätte, könnte ich die Welt besiegen." [4]

Aber der Ruhm dieser glorreichen Maikämpfe umstrahlte am leuchtendsten den Landeshauptmann. Die Zeitgenossen priesen Alois Reding fortan als den „Held von Rothenturm". Aus all dem kläglichen menschlichen Versagen, den politischen Intriguen, dem Parteihader, dem unwürdigen Scharwenzeln vor den Franzosen stach seine auf dem Schlachtfeld erprobte Tapferkeit und Umsicht hervor. Sein gerader, treuer Charakter ließ höhere Leistungen erwarten, und er erschien der Mitwelt in einer Stunde schwerer politischer Verlegenheit als der richtige Mann, der die Geister versöhnen und dem Vaterland den Frieden schenken konnte. Die kriegerische Laufbahn bereitete den Uebertritt in die politische vor.

Schwyz unter französischer Herrschaft.

Die ehrenvolle Kapitulation konnte in der Folge Schwyz nicht vor der französischen Besetzung bewahren. 250 schwyzerische Scharfschützen, angetrieben von dem Feuerkopfe P. Styger, leisteten dem Notruf der Unterwaldner Gehör und eilten ihnen mit kriegerischer Freude

[3] Faßbind, 127.
[4] Id. 123.

zu Hilfe. Die Folge war der Einmarsch der französischen Truppen in Schwyz und Repressalien aller Art. Unverzügliche Entwaffnung, Einquartierungen aller Orten — Verdächtige warf man in den Kerker —, Abgaben und Auflagen bedrückten das Volk. Styger mußte fliehen.[1]

Ein unbedachter Aufstand, in der vorzeitigen Hoffnung auf österreichische Hilfe erfolgt — der sog. Hirtenhemmlikrieg —, der die gewaltsame Rekrutierung der schwyzerischen Bauern verhindern wollte,[2] brachte im folgenden Jahr, am 28. April 1799, neues Unglück über Schwyz. Die Franzosen, obwohl gewarnt, wurden von dem Volksaufstand übermannt. Nach heftigem Widerstand im Zentrum des Fleckens, namentlich auf dem Kirchhof und im Kornhaus, sah sich die Besatzung von Schwyz zur Uebergabe gezwungen. Aber dieser höchst abenteuerliche Eintagserfolg hatte eine schädliche Gesamtwirkung. Den vernünftigen Schwyzern war es klar, daß nur durch schleunigste Vermittlung und Verhinderung des Schlimmsten eine wilde französische Rache verhindert werden könne. Reding selber bewirkte den Abbruch des unsinnigen Gefechtes[3] und sorgte mit andern Bürgern dafür, daß die Gefangenen ordentlich untergebracht und ver-

[1] Vgl. Hettlingen, 80. — Stygers aufrührerische Tätigkeit ließ auch später nicht nach. Hettlingen bestätigt, daß Styger wiederholt in Morschach die Leute zu einem Ueberfall auf Schwyz ermunterte: „Die Herren einsperren, die Grenzen besetzen, die Schatzgelder zu Handen nehmen." Alles unter dem Versprechen kaiserlicher Hilfe. (Gander II, 88 ff.)

[2] Ein Ueberfall von Urnern in der Klus bei Altdorf, bei dem eine größere Anzahl von Franzosen getötet wurde, gab den Schwyzer Aufständischen Mut. Ein Aufständischer sagte unmittelbar vor dem Losschlagen: „Wir wollen die alte Freiheit wieder haben, die gehört uns vor Gott und der Welt, darum muß es jetzt eine Bürzleten geben, komme es heraus, wie es wolle." (Tagebuch des Balz Alois Bürgler, Seite 64.)

[3] Abriß der Lebensgeschichte von A. Reding: „Als sie eben im Begriffe waren, das auf dem Hauptplatz aufgestellte französische Bataillon anzugreifen, erschien Reding und bot alles auf, um das

pflegt wurden. Die Hoffnung, dafür milder behandelt zu werden, erwies sich als Täuschung: Kaum standen die Franzosen wieder in Schwyz, ließen sie 200 Schwyzerbauern, gebunden und von Kanonen mit brennenden Lunten begleitet, nach Aarburg abführen. Auch Reding wurde nebst mehreren andern altgesinnten Herren — als vermutliche Häupter des Aufstandes — dorthin verbracht. In der Staatsfestung saß er mehrere Monate in Haft.

In den folgenden Monaten wurde Schwyz der Tummelplatz fremder Heere. Kurz nacheinander überschwemmten Oesterreicher und Franzosen das Tal. Der Gegenstoß der Franzosen zwang fast die ganze Bevölkerung von Schwyz, gemeinsam mit den geschlagenen Oesterreichern über den Stoß zu fliehen. Im ganzen Kanton herrschte anfangs 1800 nach den ständigen feindlichen Ueberfällen die fürchterlichste Armut. Von Requisitionen und Kontributionen aller Gattungen geplagt, von den Einquartierungen erschöpft, versank das Land im Ruin. Den Rest gab der frühern Ordnung und dem bescheidenen Wohlstand der Alpenmarsch Suworoffs, der — sich vom Gotthard durchkämpfend — mit seinem ganzen Heer über Muotathal zog und mit dem Bajonett den Durchbruch über den Pragel bahnte. Das verarmte Land blieb nach diesen Verwüstungen in der französischen Gewalt. [4]

Der auf die ganze Breite des Volkslebens ausgedehnte Zwang veränderte die Sitten auf der Oberfläche, stieß aber in der Tiefe auf umso erbittertern Widerstand. Die altväterische Tracht wich der französischen Mode. Sie schien geeignet, „Freiheit und Frechheit in Sitte und Gebärde einzuführen". In erster Linie wurde bei den Beamten und Regierungspersonen der alte, dem Ansehen

drohende Gemetzel zu verhindern. Den Franzosen schilderte er die sie umgebende große Gefahr, suchte sie zu bewegen, entweder das Gewehr zu strecken oder sich ohne Zeitverlust nach Brunnen zurückzuziehen; den Bauern führte er die schrecklichen Folgen ihres Unternehmens vor Augen und ermahnte sie eindringlichst zur Ruhe."

[4] Hettlingen, 85.

und dem Wohlstand angemessene Kleiderschmuck abgeschafft. Es verschwand die schwarze Kleidung, desgleichen Mäntel und Kragen.

„Die neuernannten Beamten gingen fortan bunt gekleidet, in kurzen Wämsern mit Gold bordiert, langen Hosen, Schärpen aus rotem Taffet um die Hüften oder über die Schultern hangend, die kleinen runden Hüte mit Federbüschen geschmückt. Lange Haare, oder Perücken gab es keine mehr. Selbst die untersten Beamten, wie Agenten und Läufer, trugen eine Armbinde mit den Nationalfarben." [5]

Eine große Achtung konnte sich dieser neue Beamtenapparat nicht erwerben. Unter denen, die zur neuen Ordnung hielten, gab es wohl ehrlich begeisterte Männer, aber daneben viele mit bösem Willen, andere mit niederträchtiger Habsucht, manche Ehrgeizige. [6] Das Volk in seiner großen Masse beurteilte die neubestellte Regierung und die Uebertreibung der äußern Zeichen mit verächtlicher Skepsis. Bald lachte man heimlich über sie wie über Masken, bald sah man in ihr Gerichtsdiener eines Strafgerichtes, wenn sie mit schräg und quer gebundenen roten und grünen seidenen „Schürzen" und Schärpen einhergingen. [7] Auch die bürgerliche Tracht unterlag großen Veränderungen.

Die Knaben sollten von nun an kurz gestutztes rundes Haar tragen, das weit in die Stirne herabhing und über diese geradedurch abgeschnitten war. Zur gleichen Haartracht sollten die Männer in kurzem, engem Wams mit langen Hosen bis auf die Beinknöchel erscheinen und sich an den kleinen runden Hut mit hoher Güpfe gewöhnen. Unmutig räumt der Chronist ein, daß das Abschaffen der Zöpfe und anderer Frisuren bei den Knaben und das durchgängige Abschneiden der Haare fast das einzig Nachahmenswerte bei der neuen Ordnung sei. [8]

Schärfer lehnte Faßbind die Neuerungen der weiblichen Kleidung ab: Es habe sich eine Tracht eingeschlichen, die mehr heidnisch als christlich sei. Röcke und Wams dieser neuen Mode waren ein zu-

---

[5] Faßbind, 173.

[6] Faßbind, 158.

[7] Hettlingen, 75.

[8] Faßbind, 174 f.

sammengenähtes Ganzes. Die „Gestalt" zog sich unter den Brüsten zusammen und rückwärts über den Nacken hoch hinauf. Die Fischbeinbrust wurde abgeschafft; die Weiber nestelten ihr weiches Wams zwangslos zusammen, so daß der Busen stark heraustrat. Zu den weißen oder gelben Kleidern trug man um die Hüften Gürtel oder Ketten. Die Arme waren frei, auch der Hals war entblößt, der mit einer Halskette oder Perlen geschmückt wurde. Fast wie bei den Knaben wurde das Haar halblang getragen, unten rund abgeschnitten, und es hing über die Stirne herab bis auf die Mitte. Dazu kam ein kleiner grauer, runder Hut mit hoher Güpfe. Jedoch die Bauersfrauen ahmten diese Tracht nicht nach; sie beliebte nur den Vornehmen und den Bürgersleuten von neuem Zug und Geschmack.

Schwer empfand das bisher steuerfreie Volk die drückenden Auflagen zum Unterhalt des kostspieligen Staatshaushaltes. Alles Eigentum der Klosterkirchen-, Stifts- und Gemeindegüter wurde als Nationalgut erklärt, aus dessen Ertrag man staatliche Ausgaben bestritt. Da dies nicht ausreichte, hatten sämtliche Einwohner eine Vermögenssteuer zu entrichten: 2 Gulden auf 1000 Gulden Vermögen.[9] Den Armen legte man eine Kopfsteuer auf. Ebenso wurden Abgaben auf alles Vieh und alle Liegenschaften erhoben, sowie eine Getränkesteuer.[10]

Außer den Lasten waren auch die neueingeführten Feste verdrießlich. Die Hauptfeierlichkeit war die Geburt der Freiheit, an der alle Bürger teilnehmen sollten und die Pfarrer nach genauer Vorschrift predigen mußten. An diesem Tage sollten diejenigen, welche das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, der Regierung den Eid der Treue leisten.[11] Wegen Leistung des Eides entstanden die größten Schwierigkeiten. Trotz allen Ueberredungskünsten sträubten sich die Bauern, einen Eid abzulegen, da man doch nur bei Gott schwöre.[12] Den Franzosen wurde vorgeworfen, daß die in der Kapitulation enthaltenen Versprechungen nicht gehalten worden seien; daher

[9] Faßbind, 173.

[10] Id. 173.

[11] Id. 159.

[12] Id. 179.

sei man auch nicht verpflichtet, die helvetische Konstitution anzunehmen. Viele trösteten die Gerüchte, der deutsche Kaiser befinde sich mit einer gewaltigen Armee im Anmarsch, um die Schweiz vom Druck des Direktoriums zu retten. „Mit der Bitterkeit des Herzens verfolgten jene, die die neue Regierung liebten und Interesse an ihr hatten, die altväterisch Gesinnten oder Konstitutionsfeinde und diese wiederum die Konstitutionsfreunde, die sogen. französische Partei."

Doch der Groll über das neue Wesen und die Sehnsucht nach den alten Zuständen konnten nicht verhindern, daß überall die „neugeßlerschen" Freiheitsbäume zum Zeichen der neuen Freiheit aufgestellt wurden: mit großer Feierlichkeit, unter Musik und Kanonendonner, wobei alle französischen Offiziere und die neuen Beamten erschienen und passende Reden gehalten wurden. Dem Akt wurde durch öffentliche Gastereien, Tänze, Musik, Komödien, Errichtung von Triumphbögen etc. ein prunkvoller Rahmen gegeben. „Dumm stand das niedergeschlagene Volk da und fühlte zum erstenmal den traurigen Zustand der neuen Freiheit und Gleichheit." [13]

Während dieser Umstellungen des gesamten öffentlichen Lebens hielt sich Reding so viel wie möglich in der Stille des Privatlebens. Er wollte in keiner Behörde sitzen, die dem Lande mit den Bajonetten aufgedrängt

---

[13] Gander, 396. Ein Rundgesang (Pater Rueff, S. 237) beim Fällen des Freiheitsbaumes gibt treffend die gesteigerten Empfindungen des Schmerzes und des Grolles im Volke wieder:

„Falle immer, arme Tanne, falle / ach gefallen sind auch wir wie du / nur gleich Tauben in des Habichts Kralle / finden wir im Arm der Franken Ruh. / Zwar man kann dich fein mit Bändern zieren, / wie man uns mit bunten Schärpen ziert, / aber gleichen wir nicht Opfertieren, / die man schmückt und dann zur Schlachtbank führt? / Beugt der Baum des Zeitsturms dich zur Erden, / oder stürzt der Schweizer Mut dich um, / dann, dann müßtest du zum Galgen werden für das harte Direktorium."

worden war und die er für unvereinbar hielt mit den Sitten und dem Charakter des Volkes. Einzig der Ernennung in das Kantonsgericht unterzog er sich, weil er keine andere Wahl hatte. Aber die trostlose Lage des Vaterlandes schlug ihn so nieder, daß die um seine Gesundheit besorgten Aerzte ihn zur Kur nach Baden schickten. Sie war von kurzer Dauer. Bei der Kunde von dem Verzweiflungskampf der Nidwaldner reiste er sogleich nach Hause, nur um Zeuge zu sein von der Verwüstung der Heimat und der Schädigung des eigenen Besitzes.

1799 erhielt Reding von Zschokke die Anfrage: „Würden Sie das Oberkommando über ein Corps annehmen, nicht unter den 18 000, wenn es Ihnen zur Verteidigung des Vaterlandes übertragen würde?" [14] Reding lehnte höflich ab. Die Sorge für einen 74-jährigen Vater und für sein eigenes Kind, sowie für zwei noch unerzogene Neffen verhinderte ihn, ein Oberkommando zu übernehmen, das gewiß bei so vielen erfahrenen und geschickten Schweizeroffizieren ohne Umstände genügend besetzt werden könne. [15] Mit dieser nicht anfechtbaren Ablehnung verbarg er den Entschluß, mit der helvetischen Regierung so wenig wie möglich zu tun zu haben. Bereitwillig nahm er dagegen die Aufforderung an, in die Munizipalität von Schwyz einzutreten. [16]

Im Hirthemdlikrieg hatte es das Volk Redings Kaltblütigkeit und Umsicht zu verdanken, daß die Folgen nicht schlimmer waren. Indem er sich der größten persönlichen Gefahr aussetzte, verhinderte er ein Blutbad und verstand es, zwar unter größter Mühe, dem Volke begreiflich zu machen, daß der Kanton nicht Krieg mit

---

[14] Brief von Zschokke vom 23. Febr. 1799, Archiv Reding.

[15] Antwort Redings vom 25. Febr. 1799, Archiv Reding.

[16] In diesen und den weitern Ausführungen folge ich dem Manuskript der im Archiv Reding befindlichen Lebensgeschichte von Alois Reding, geschrieben von seinem Sohn.

der helvetischen Regierung anfangen könne, ohne einen Krieg mit Frankreich zu führen. Das wilde Geschrei, wieder zu den Waffen zu greifen zur Einnerung der alten Unabhängigkeit, entwaffnete sein Hinweis, daß ein solches Unternehmen bei völligem Mangel an richtiger Bewaffnung und Munition undenkbar sei. Nach seiner Rückkehr aus der Haft in Aarburg sah er mit Sorge, daß das Schwyzer Volk durch die Errichtung eines österreichischen Freikorps noch weiter zerrissen wurde. Nicht die Hülfe einer fremden Macht, sondern die Gewalt der eigenen Waffen erschien ihm als das Richtige für die Wiedererringung der Freiheit. Da er auf keinen Fall in die Geschäfte einer Partei verwickelt werden wollte, begab er sich nach Näfels und von dort im August nach Rorschach. Der Besuch des englischen Obersten Cranford in Näfels mit dem Anerbieten, das Kommando eines in der Schweiz zu werbenden Regimentes zu übernehmen, sah ihn standhaft. Den verlockenden Angeboten des Engländers widersprach Redings Vorsatz, jedes Heraustreten in die Oeffentlichkeit zu vermeiden.

Bei seiner Rückkehr von Rorschach im Herbst 1799 fand er das väterliche Haus fast unbewohnbar. Was nicht gestohlen war, war zerstört. Erschöpft von den harten Schicksalsschlägen starb der Vater am Ende des Jahres.

Indes, die öffentliche Not drängte Reding wieder in eine führende Stellung. Die Armut hatte ein erschreckendes Ausmaß angenommen. Reding stellte sich an die Spitze der Hilfsbereiten. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß die übrigen Kantone mit Geld, Kleidungsstücken und Lebensmitteln reichlich halfen. Viele Kinder verarmter Eltern wurden von wohltätigen Familien anderer Kantone aufgenommen.

Redings Hauptaugenmerk richtete sich in jener Zeit auf das Schulwesen. Er war der Begründer einer neuen Schule in Schwyz und führte wichtige Verbesserungen im Erziehungswesen ein. Völlig selbstlos bemühte er sich

auch in Bern um die nötigen Mittel, indem er den von der helvetischen Regierung beschlagnahmten Angster-Geld-Fonds und den Schulfonds zurückverlangte und die 100 Louisd'or, die ihm die Regierung in dankbarer Anerkennung seiner Dienste ausrichten wollte, dem Schulfonds zuwies.